

Erscheint täglich außer Montags, Abonnement-Preis für Berlin: Vierteljährlich 3,30 Mark, monatlich 1,10 Mark, wöchentlich 25 Pf. frei in's Haus. Einzelne Nummer 6 Pf. Sonntags-Nummer mit dem „Sonntags-Blatt“ 10 Pf. Post-Abonnement: 2,30 Mark pro Quartal. Unter Kreuzband: für Deutschland u. Österreich-Ungarn 2 Mark, für das übrige Ausland 2 Mark pro Monat. Eingetragene in der Post-Verwaltungs-Vereinbarung für 1891 unter Nr. 6409.

Insertions-Gebühr beträgt für die fünfspaltige Zeile oder deren Raum 40 Pf., für Vereins- und Versammlungs-Anzeigen 20 Pf. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition abgegeben werden. Die Expedition ist an Wochentagen bis 1 Uhr Mittags und von 2 bis 7 Uhr Nachmittags, an Sonn- und Festtagen bis 9 Uhr Vormittags geöffnet.

Verantwortlicher: Amt 6, Nr. 4106.

Vorwärts

Berliner Volksblatt.

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: Benth-Strasse 2.

Mittwoch, den 7. Januar 1891.

Expedition: Benth-Strasse 3.

An die Expeditionen der Partei- und Gewerkschaftsblätter.

Unserer Bitte, uns beim Quartalswechsel sämtliche Partei- und Gewerkschaftsblätter zu überweisen, sind einige Expeditionen nicht nachgekommen. Wir erlauben uns, die Bitte dringend zu wiederholen.

Die Redaktion des „Vorwärts“.

Eine Blumenlese.

Die deutschen Großindustriellen, welche sich gegen die Arbeiterschuh-Gesetzgebung mit Händen und Füßen sträuben, den Arbeitertrutz aber nicht sorgsam und scharf genug paraphrasieren sehen können, verabsäumen trotzdem keine Gelegenheit, ihre Arbeiterfreundlichkeit rühmend hervorzuheben und durch ihre Organe pflichtgemäß über den grünen Klee loben zu lassen.

Vor kurzem ist nun der stenographische Bericht über die Verhandlungen der im September 1890 zu Frankfurt a. M. abgehaltenen Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik erschienen. Derselbe hat sich, wie wir seiner Zeit gemeldet haben, auch mit der Frage der Arbeitseinstellungen und der Regelung des Arbeitsvertrages befaßt. An der Debatte begm. am Korreferat beteiligten sich auch bekannte Vertreter des großkapitalistischen Unternehmertums, und es ist wohl angebracht, aus den Redebüchlein der Bueck und Genossen ein Bouquet zu binden, das als offiziell und offiziell von Herrn Bueck nicht zu einem Fehdegang vor dem Tribunal benutzt werden kann. Es ist nicht unsere Absicht, den Rosengarten von Schiras-Frankfurt zu plündern, nur einige wenige Knöspechen und Blumen wollen wir pflücken und den Strauß mit etwelchen netten Früchtchen garnieren, den Herren vom Zentralverein zur Ehre und den deutschen Arbeitern ein Wohlgefallen.

Herr Bueck sagt im Hinblick auf die Entwicklung der englischen Arbeiterverbände:

„Die Unerträglichkeit dieser Zustände trieb die Arbeiter dazu, durch Zusammenrottung und Rebellion eine Besserung ihrer Lage anzustreben und die Erfolge, die sie erzielten, führten sie dahin, aus der Zusammenrottung feste Organisationen zu bilden, zu denen die Kräfte ja auch schon von früher her vorhanden waren. Dieses Verhalten war notwendig, da der Staat fortfuhr, die Gesetzgebung in den Händen interessierter Klassen zu belassen.“

Stenograph. Bericht S. 135/6.

Aber Herr Bueck, Herr Bueck, das sind ja grenselvolle Zugeständnisse. Die „Zusammenrottung“, die „Rebellion“, der Zusammenschluß zu straffen Organisationen

sind also notwendig, wenn die „interessierten Klassen“, also die Bourgeoisie, die Klinker der Gesetzgebung in der Hand behält. Schwankt nicht auf dem Haupte des Geschäftsführers des Zentralverbandes deutscher Industrieller in Berlin W., Charlottenstraße 48, die furchtbare brandrothe Jakobermütze? Und das deutsche Unternehmertum, wie wird dem zu Muthe?

Vor seinen Fenstern sang der Spott Und ward gebämmer an seinem Schopfe.“

Nun, wir Wilden sind doch bessere Menschen, und es sei ferne von uns, den Herren vom Zentralverein ein Alpdrücken zu verursachen. Aber wir durften es uns nicht entgehen lassen, den geschichtsphilosophischen Betrachtungen des Herrn Bueck die Publizität, welche sie verdienen, auch zu verschaffen. Aus solch' einem Munde solch' ein Diktum!

Doch weiter! Alle ernsthaften Forscher sind der Ansicht, daß die Arbeiterschaft zu ihrem Kampfe gegen die Affordarbeit durchaus berechtigt ist. Affordarbeit, Nordarbeit, ist ein derbes, aber wahres Wort. Herr Bueck ist freilich anderer Meinung:

„Meine Herren, das Streben (der Gewerkschaften), die Leistungen herabzudrücken, zeigt sich auch in dem Widerstand gegen die Affordarbeit.“

A. a. D. S. 139.

Ein junger, strebsamer Nationalökonom, dessen stupende Unternehmerrückständigkeit über allen Zweifel erhaben ist, und der zugleich, da er als Praktiker in großen Betrieben tätig gewesen, gewiß sachverständig ist, dieser Mann, so recht nach dem Herzen des Herrn Bueck, sagt über die Affordarbeit:

„Was insbesondere die Handhabung des Affordlohnes anbelangt, so genügt es, an die heute so häufige Uebung zu erinnern, welche die Aufstellung des Affordlohnes nicht davon abhängig macht, was jeweils dem Arbeiter mit Rücksicht auf den Verkaufspreis der Waare gezahlt werden kann, sondern davon, was der Arbeitgeber ihn verdienen lassen will. Wer vermag zu leugnen, daß gegenwärtig in der Mehrzahl der Fälle der Affordlohn so zu Stande kommt, daß der Arbeitgeber bezw. sein Stellvertreter sagt: „Der Mann so 11 pro Tag so und so viel verdienen; ist er fleißig, so wird er wohl so und so viel nach Stückzahl, Maß oder Gewicht fertig bringen, also stelle ich den Afford so und so hoch.“ Der Arbeiter spannt seine Kraft an; er will sein Einkommen durch den Affordlohn erhöhen, und wirklich gelingt ihm dies. Aber nicht über die Grenze, die der Arbeitgeber oder sein Vertreter sich im Stillen gesetzt hat. Ist diese erreicht, so stellt sich, auch wenn in der Lage des Marktes absolut keine Veränderung vorgegangen, der Genoinn des Arbeitgebers vielmehr wie zu Anfang ein sehr reichlicher geblieben ist, doch leicht ein Bedauern bei ihm ein, die Leistung des Arbeiters nicht höher tarjert zu haben und — der Affordlohn wird herabgesetzt. Der Arbeiter vermehrt nochmals seine Anstrengungen, um auch bei dem reduzierten Lohnsage die frühere Lohnhöhe zu erreichen oder sie wohl gar noch zu überschreiten. Das Unwahrscheinliche geschieht, seine Geschicklichkeit hat sich allmähig so geneigert, daß der Lohn wirklich

noch höher ausfällt — neue Reduktion und so Schraube ohne Ende, so lange es Arbeitskraft und Gesundheit des Arbeiters zulassen. Sind diese aber verbraucht, so mag er sich mit irgend welcher niedrig gelohnten Arbeit begnügen oder sehen, wie und wo er anderweitige Beschäftigung findet. Ist es ein Wunder, wenn sich bei Arbeitern, die dieses Verhältnis ganz durchschauen, Unwillen und Groll häuft?“

Wasserrab, Soziale Politik im Deutschen Reich, S. 99/100.

Also dann, wenn sich die „Arbeitsverhältnisse in grauenhafter Weise gestaltet haben“, kommt, immer nach Herrn Bueck, naturnothwendig „Zusammenrottung, Rebellion“. Nun, die deutschen Arbeiter sind nicht so thöricht, sich zu Putzchen verleiten zu lassen. Die Massenbewegung des werktätigen Volkes drängt hin auf die Gesetzgebung zu Gunsten der Armen und Enterbten, drängt hin auf die rationellere Gestaltung des ökonomischen Lebens.

Wie die Großindustriellen denken, sagt offen Herr Bueck:

„Die deutschen Arbeitgeber werden der Organisation der Arbeiter, so weit ich unterrichtet bin, keinen Widerstand entgegenzusetzen; aber niemals werden sie sich bereit finden, mit Vertretern dieser Organisation oder anderen außerhalb stehenden Leuten zu verhandeln auf dem Fuße der Gleichberechtigung, wie sie hier verstanden wird. Niemals werden sie das thun, — soweit „niemals“ überhaupt zu sagen ist (Heiterkeit) — wenn nicht ein Zwang auf sie ausgeübt wird, der von verschiedenen Seiten ausgeht kann.“

Stenograph. Bericht S. 151.

Zuerst sei betont, daß der Herr Geschäftsführer in der That sehr schlecht unterrichtet ist, wenn er meint, daß die Fabrikanten nichts gegen die Arbeiterverbände im Schilde führten. Die Vorgänge in Hamburg, in Erfurt u. s. w., die systematische Gründung der famosen Anti-Streikvereine scheinen für Herrn Bueck böhmische Dörfer geblieben zu sein. Im Uebrigen charakteristisch sein: Niemand a l s, daß er freilich etwas eingeschränkt für gut fand, den Mann und seine Auftraggeber vorzüglich.

Der ultramontane Reichstags-Abgeordnete Stöbel hatte auf der Frankfurter Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik die Religion „als ein durchaus notwendiges Mittel zur Erhaltung des guten Sinnes der Arbeiter“ bezeichnet. Herr Bueck bemerkte hierzu, was unsere Berliner Leser interessieren dürfte:

„Ich stimme in diesem Punkte mit Herrn Stöbel ganz überein; wenn er aber seine Sympathie den Sozialdemokraten in so ausgiebiger Weise entgegengetragen hat, so möchte ich ihn doch auf die in Berlin neu beginnende Agitation für den Austritt aus der Kirche hinweisen, die darauf gerichtet ist, dem Arbeiter seinen Gott und seine Religion zu rauben und ihn zum Werkzeug der Umsturzbewegungen zu machen.“

Stenograph. Bericht S. 248.

Der Bevollmächtigte der Eisenindustriellen, Generalsekretär Dr. Kentsch, der gleichfalls in die Diskussion eingriff, bemerkte u. A.:

Feuilleton.

Wachsthum verboten.]

15

Bei Mama.

Roman von Arne Garborg.

Frau Holmsen erhob sich und kleidete sich an. Sie steckte ihr Haar auf, ordnete am Hut herum, nahm einen frischen Krug und machte sich schön. Heute wollte sie selbst zum Hinte-Michel. Es war einerlei; — allerdings würde er dies und das sich denken; aber die Kinder mußten zu essen haben; da war nun einmal nichts zu machen.

Sie kehrte mit einem vollen Korb zurück, — Brot Butter, Kaffee, Zucker. Und die Kinder erhielten zu essen; — großer Gott, wie die Armen hungrig waren! Es blieb nicht viel von dem Brotlaib, als sie sich gesättigt hatten.

Darauf ließ sie dieselben sich auskleiden und sich niederlegen, und da erwärmten sie sich und schliefen ein. Als Kari kam, mußte sie mit dem alten Wintermantel in die Pfandleihanstalt; das Bischen, das sie heimbrachte, ging auf Holz auf. Speise für den nächsten Tag mußte der liebe Gott herbeischaffen.

Für sich und Fanny bettete Frau Holmsen auf dem Fußboden; alle Fegen des Hauses dienten zur Unterlage und sämtliche Kleider als Decke. Fanny, welche von den Lehmann'schen mit einer Flasche Wein als Festgeschenk heimgekommen, war unartig und schrie; sie schlief nicht eher ein, als bis sie die ganzen Kleiderhaufen über sich gefriert hatte.

Es war übrigens einerlei. Frau Holmsen wußte ja doch ohnehin, daß sie kein Auge schließen würde.

Hier und da stand sie auf und legte ein Holzstück in den Ofen; sonst lag sie und fröstelte und sann. Sie wurde mit sich darüber einig, daß niemand Kinder haben sollte, der nicht reich sei. . . und auch niemand Reicher. Was nützte Reichtum? Morgen konnte der reiche Mann ein Lazarus sein und dann standen die Kinder da. Kein Mensch auf Erden brachte es zuwege, Kinder anzusehen, für die man kein Brot hatte. Sie fühlte es in ihrem Innern, daß sie ihnen Brot stehlen würde, wenn es nicht anders ging; alles, alles würde sie thun, dessen war sie sicher, alles — und sogar das schlechteste. Es kam ihr vor, als ob nichts eine Sünde oder Schande sein könnte, was eine Mutter that, um ihren Kindern Brot zu schaffen. Jedoch man müsse auf Gott bauen. Wenn die Noth am größten, da half er wohl. . . hu, der da drunten, dieser abscheuliche Mensch, Michel von der Treppe, der Krumme, Hinte-Michel, — wie er sie heute Abends angeschaut hatte! Ja, unser Herrgott half schon, er mußte helfen. Er sah doch, daß die Noth hier schlimm genug war.

Oder wenn sie sich umbrachte? Das ginge auch; das war auch ein Ausweg. Da würden die Leute merken, in wie schlechten Umständen sie gelebt hatte und würden den Kindern gegenüber gut sein. Also wenn morgen kein Brot kam, so — sie brauchte ja bloß auf's Eis hinauszugehen und sich niederzulegen; das sollte nicht besonders arg sein, nur ein ganz klein wenig. . .

Sie arbeitete sich in eine solche Angst hinein, daß sie schließlich zu beten anfing. Sie weinte und betete, kämpfte mit der launenhaften Macht da droben wie in Sinnesverwirrung. Da lagen die drei Kleinen; sie waren ruhig;

sie hatten ja Mama; — sie war ebenso hilflos wie die Kinder, hilfloser als sie, so mußte sie sich doch auf Gott verlassen dürfen. Sie war der Hilfe unwürdig, das wußte sie wohl; aber sie betete auch nicht für sich selbst, — es war ja doch nicht denkbar, daß die armen Kleinen für ihre Unwürdigkeit sollten leiden müssen. Er mußte helfen, er mußte!

Sie wurde so müde und so wirr im Kopf, daß sie schließlich kaum mehr von sich wußte. Die Zähne klapperten ihr vor Kälte. Sie kroch dicht zu Fanny hin und schloß die Augen. So lag sie in dumpfem, trankem Schlummer bis zum nächsten Morgen.

IV.

Es kam Hilfe. Gutsbesitzer Storm auf Fredheim sandte seinen Knecht mit einer ganzen Fahre von Lebensmitteln und Holz; ebenso kamen Weihnachtsgeschenke von Frau Wiig auf Big und von Frau Mühlberg.

Das war Hilfe, die etwas ausgab. Man mußte in der Stadt vernommen haben, daß sie Gäste ins Haus getriege.

Wald sah die kleine Familie am Weihnachtstisch und ließ sich's wohl sein, — die Tafel gedeckt, Licht in den Leuchtern, Feuer im Ofen. Und plötzlich ging es Frau Holmsen im Geiste auf, diese große Hilfe zur richtigen Stunde, sie mußte von Gott kommen.

Ihre Gebete von heute Nacht! — sie waren offenbar erhört worden. So mußte sie wenigstens glauben. Und namentlich den Kindern würde es gut thun, es zu glauben.

„Ach ja,“ sprach sie, „nun haben wir es gut, laffet uns aber nicht vergessen, wer uns das alles gesandt hat! Gestern war das Haus noch leer und alles sah

Nun ist von der Behandlung der Arbeiter die Rede gewesen. Es ist ja möglich, daß der Arbeiter hier und da nicht so behandelt wird, wie es wünschenswert wäre, daß ist aber ungeschickliche Klage, die wir hören von dem Sergeanten, wie er die Rekruten drückt und sie ebenfalls keineswegs gut behandelt. Es ist das gewiß nicht empfehlenswert, aber man muß doch bedenken, daß die Rekruten manchmal widerwillig sind, daß ihnen das rechte Verständnis abgeht. So sehr eine solche Behandlung auch verurteilt wird und so sehr ihr vorgebeugt wird, sie wird immer und immer wiederlehren und nur von der steigenden Intelligenz ist zu erwarten, daß derartige Vorkommnisse schließlich seltener werden. Im großen und ganzen glaube ich aber doch behaupten zu können, daß die Arbeiterverhältnisse in Deutschland ebenbürtig und besser sind als in allen anderen industriellen Ländern, was nicht ausschließt, daß sie sobald als möglich besser gemacht werden können.“

Stenograph. Bericht S. 225/6.

Die Gleichstellung der Kasernenhöflichkeit, mit denen die Soldaten bedacht werden und deren Resultat sich in der interessanten Statistik des Selbstmords beim Militär widerspiegelt, mit den Schubriegelien, denen die Arbeiter seitens ihrer Vorgesetzten, Kuffeher, Antreiber und dergl. ausgesetzt sind, ist recht bemerkenswert. Und die tröstliche Aussicht, daß das vor der Hand so fortgehen werde, ist auch nicht zu verachten. Die von reicher Phantasie zeugende Behauptung des Herrn Kensch, daß die deutschen Arbeiter eigentlich die bestgestellten seien, bedarf keines weitläufigen Kommentars. Offenbar hat er dabei die Weber im Culengebirge, die Krefelder Sammetweber, die Nagelschmiede auf dem Feldberg, die schlesischen Zinkhütten-Arbeiter, die Berliner Wäscheherinnen, die Lichtenfeller Korbflechter, die sächsischen Spitzenklöpplerinnen, die Remscheider Kleinfabrik-Arbeiter und andere Arbeiterkategorien im Auge gehabt.

Ein Meisterstück war es gewiß, als ein anderer Vertheidiger des deutschen Fabrikantentums, Dr. Reismann, der Vorstand des Düsseldorfer städtischen statistischen Bureaus, sich wie folgt aussprach:

„Wenn mein Kollege Dr. Deumer einen Artikel aus der „Tremonia“ (dem bekannten ultramontanen westfälischen Blatte) gelesen hat und Herr Vensing (Redakteur der „Tremonia“) erwidert hat, er sei unschuldig, denn er habe damals eine Freiheitsstrafe verbüßt, dann möchte ich mir gestatten, im Anschluß daran Herrn Redakteur Vensing zu fragen, wie viele Freiheitsstrafen er bereits zu verbüßen Gelegenheit hatte. (Lebhafte Unruhe. Ruf: eine!) Dann freue ich mich, das zu hören. (Wiederholter Ruf: Wisardfleidigung!)“

Stenograph. Bericht S. 234/5.

Diese Kampfweise ist gewiß der Gipfel der wissenschaftlichen Sachlichkeit, der Inbegriff der anständigen Polemik. Und Herr Vensing hatte Recht, als er darauf erwiderte:

„Zunächst hat Herr Reismann mich gefragt, wie oft ich bereits Freiheitsstrafen erduldet hätte. Ich habe ihm schon zugetruhen: „Ginnal“, will ihm aber bemerken, daß ich es für einen deutschen Mann, der in der Journalistik steht, nicht für unehrenhaft halte, wenn er eine Freiheitsstrafe verbüßt.“

Stenograph. Bericht S. 272.

Der bekannte Freiherr von Heyl, der Wormser Lederbaron, wehrte sich gegen die Schaffung von Trades-Unions wie ein Nibelungenheld. Er sprach voll Gefühl:

„Wenn die Trades-Unions in der Weise, wie es Herr Professor Brentano wünscht, nach Deutschland herübergebracht werden, so wird die nächste Folge sein, daß die Familienfähigkeit aus der Großindustrie vollständig verschwindet. Denn darin hat ja Herr Bueck ganz Recht, und darin stimme ich ihm vollständig bei: Familien, die seit Generationen in der Großindustrie Deutschlands arbeiten, welche den Beruf nicht allein fortführen, um Geld zu verdienen, sondern aus einem gewissen Pflichtgefühl heraus, unter die Herrschaft von Arbeiterorganisationen stellen zu wollen, die aus dem Ausland importirt sind, das ist unmöglich. Wenn die deutsche Gesetzgebung die Arbeiterorganisation in der Weise einführt, wie es Herr Brentano anstrebt, so wird die nächste Folge sein, daß die Großindustrie ausschließlich nur noch von Altiengeseßten betrieben wird und zwar deshalb, weil die Rücksichtslosigkeit, die dann notwendig wird, von dem Privatmann nicht ausgeübt werden kann; dem Privatmann, dessen Familie seit Generationen einen solchen Betrieb geleitet hat, widerstrebt eine derartige Rücksichtslosigkeit, wie sie zwischen solchen Assoziationen nötig ist.“

Stenograph. Bericht S. 188.

schwarz aus; ich stand ganz hilflos da und hatte Niemand, an den ich mich wenden konnte; jedoch heute Nacht, als ich wach lag und mich herumwälzte und mir den Kopf zerbrach und dennoch keinen Ausweg fand, da fiel mir plötzlich ein, daß doch immer noch einer lebe, an den man sich wenden könne, und da betete ich zu Gott. Ja, das that ich, so gut ich es vermochte und verstand. Und nun seht ihr, daß er half! — Ja, ja, wir müssen uns an ihn halten, wir, die wir uns auf keinen anderen in der Welt verlassen können!“

Lea sah mit niedergeschlagenen Augen und sah verlegen aus. Tom aß, Fanny machte große Augen. Sie bekam eine große Idee von Gott.

„Mama“, sagte sie nach einer Pause, „ich werde Gott um eine neue Josalie bitten.“

„So, Krauskopf, wirst Du?“ meinte Mama lächelnd.

„Ja; eine neue, söne Josalie will ich haben, eine viel söne's als die alte.“

„Gut“, sprach Frau Holmsen, „bete nur, Kind; wenn Du ein braves Mädchen bist, so erhältst Du es wohl.“ Gewiß; Fanny würde ein braves Mädchen sein.

Lea wollte nicht zugeben, daß sie und Tom bei Jungfer Henrichsen gehungert hatten, es war nur so sonderbar gewesen. — Sie hatten nicht recht gemagt, sich satt zu essen.

Den Grund der Uneinigkeit zwischen Jungfer Henrichsen und Papa kannte Lea nicht. Papa war ein paar Mal draußen auf dem Land gewesen, um bei Drammen irgendwo; er sollte dort einen Hof verwalten, glaubte Lea, oder vielleicht war es ein Wald. . . .

„Run Gott sei Dank!“ rief Frau Holmsen, „da kommt doch vielleicht alles in Ordnung!“ . . . „denn sie hat soviel Wald, die Jungfer Aberg“, fuhr Lea fort.

„Aha, die Wälder der Jungfer Aberg soll er verwalten?“ fragte Frau Holmsen und wurde aufmerksam.

„So wird es wohl sein,“ antwortete Lea; sie schien unsicher.

„Ja, das will ich meinen! — Das ist etwas für ihn! Die Waldnymph! — Ei, in dem Zusammenhang dürfen wir Gottes Namen nicht aussprechen,“ meinte Frau Holmsen, mit dieser Sache hat er nichts zu schaffen! — Ich habe

Welch' ein Unglück, wenn die familienhafte Fabrikfeudalität vor der Bühne verschwindet, sie, die nicht bloß um Geld zu machen, sondern „aus einem gewissen Pflichtgefühl heraus“ Reichtum akkumuliert, und mitleidlos, ohne Gefühl, die Aktiengesellschaft, das Kartell, der Trust und was sonst noch an ihre Stelle tritt! Das patriarchalische Verhältnis der Heyl, Krupp, Dreier, wer kennt es nicht in seiner Wichtigkeit. Aber die neue Wormser Kriemhild stimmt die Todtenklage an, sie sieht das Patriarchentum bereits maustodt am Boden liegen, gefällt durch den grimmigen Hagen der anonymen Gesellschaft.

Die Fraue ließ sich führen, wo sie den Helden fand, doch hob sein schönes Haupt sie mit ihrer weissen Hand. Wie war es roth vom Blute, sie hat ihn wohl erkannt. Da lag, o Welch' ein Jammer! Der Held von Nibelungenland.“

Können wir unsere Blumenlese loyal schließen, als wenn wir einem königlich preussischen Geheimrath das letzte Wort ertheilen. Geheimrer Regierungsrath Dr. Thiel sagte u. a.:

„An eine Festsetzung der Lohnhöhe durch den Staat denkt doch Keiner, es bleibt also nicht übrig, als eine solche Regelung anzustreben durch die Organisationen der Arbeiter selbst, denen natürlich Organisationen der Arbeitgeber gegenüberstehen müssen. . . . So gut wie heute jeder Fabrikant mit seinen Lieferanten und Kunden als gleichberechtigten Kontrahenten verhandelt und sich dadurch sein Geschäft nicht verleiden läßt, so gut wird er auch in Zukunft mit den Lieferanten von Arbeit, den Arbeitern bezw. deren Vertretern unterhandeln können.“

Stenograph. Bericht S. 218/9.

Es würde uns eine aufrichtige Freude bereiten, wenn dieser Strauß, den wir Herrn Bueck und seinen Gesinnungsverwandten gewunden haben, so gut gefällt, wie wir es von Herzen wünschen.

Selbst der strengste Kadi könnte in diesem Falle kein Strafurtheil aussprechen. Wir können uns ausweisen, wir haben bei jeder Blume, die wir brachten, genau den Ursprungsort angegeben.

Reinlich genau und mit zarter Hand! Hoffentlich wird Herr Bueck in seinem stillen Kämmerlein, Berlin W., Charlottenstraße 48, nicht den Vorwurf gegen uns laut werden lassen, daß wir „eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert!“

Politische Uebersicht.

Berlin, den 6. Januar.

Wer einen annähernden Begriff davon haben will, auf welchem tiefem geistigen Niveau unsere deutsche Bourgeoisie steht, der muß die Agitation betrachten, welche sie jetzt gegen die Rückberufung der Jesuiten ins Leben zu rufen sucht. Und zwar sind dabei nicht bloß die nationalliberalen, sondern auch viele der sogenannten fortschrittlichen Bourgeois beteiligt. Es soll ein „Petitionssturm“ organisiert werden, und zu diesem Behuf werden Petitions-Formulare herumgeschickt und Aufrufe zur Unterzeichnung derselben. Nachstehend lassen wir den Wortlaut von Aufruf wie Petition folgen:

„Mitbürger!“

An den Reichstag haben Dr. Windthorst und Genossen den Antrag gerichtet, das Gesetz vom 4. Juli 1872, welches den Jesuiten und den ihnen verwandten Orden die Gründung von Niederlassungen im Deutschen Reiche verbietet, wieder aufzuheben, und zahlreiche Eingaben aus den katholischen Gegenden Deutschlands unterstützen diesen Antrag. Schon hat das Hauptblatt der Römlinge, die „Germania“, triumphierend berichtet, die Sache stehe gut. Aber dieser Triumphruf hat auch das deutsche Gewissen aufgerüttelt. Im Süden des Reiches begann die Bewegung. Von dort schiedete der Ruf, daß das Jesuitengesetz nicht aufgehoben werden dürfe, in Mitteldeutschland, und jetzt werden auch im Norden des Vaterlandes aller Orten Gesuche an den Reichstag gesendet, dem Antrage Windthorst's keine Folge zu geben.

Auch wir müssen es als eine heilige Pflicht erkennen, das Anfrige zu thun, um den Antrag zu Fall zu bringen.

Mitbürger, wir brauchen Euch nicht ins Gedächtnis zu rufen, welches Unheil die Jesuiten einst über Deutschland wie über alle Länder, in denen sie die Nacht hatten, gebracht haben. Ihr wißt, die Klagen über ihre Greuel waren so laut, so

von dieser Jungfer Aberg in der Schneiderschule reden hören!“

„Und da wurde Jungfer Henrichsen ganz rasend,“ fuhr Lea eilig fort; „Du hättest nur hören sollen, Mama, wie sie ihn ausschalt!“

„Ich kann es mir vorstellen. Und er steckte wohl auch nicht seine Pfeife in den Saß?“

„Er konnte ja doch zu dergleichen nicht schweigen, Mama.“

„O nein, es fehlte ihm gewiß an keiner Antwort. Und das habt Ihr Armen alles anhören müssen?“

„Nein, Tom und ich versteckten uns im Schlafzimmern.“

„Arme Kinder!“

„Allein Papa hat uns versprochen, wenn er den Berwalterposten erhält, so dürfen wir draußen auf dem Lande sein, wo er ist, und da werden wir es viel besser haben, als bei der Jungfer Henrichsen.“

„So!“

„Er würde Dir bald schreiben, sagte er . . . er glaubte wohl, dies sei ein Ausweg.“

„Um — o ja; er und Jungfer Aberg einigen sich schon!“

Ein paar Tage nach Neujahr kam ein Brief von Holmsen. Es sei Platz für die Kinder, schrieb er; Jungfer Aberg auf Elmerud wolle sie alle drei aufnehmen. „Und da werden sie es gut bekommen. Reisegeld liegt bei. Jedoch damit sind wir auch quitt, — daß Du es nur weißt!“

Sie schrieb zurück und bat, ob sie die Kinder nicht behalten könne. Nun, da er eine Stellung habe, müsse er ja doch im Stande sein, ihr weiter zu helfen. Sie vermöchte nicht zu leben ohne Kinder. Und diese selbst könnten es doch nirgends so gut bekommen, wie bei ihrer Mutter; das wisse er. Selbst der beste fremde Mensch ersetze eine Mutter nicht, — und Jungfer Aberg gehöre schwerlich zu den besten.

Er antwortete kurz und klar. „Ich habe keine Stellung“, schrieb er. „Das geht Dich übrigens durchaus nichts an. Allein willst Du die Kinder bei Dir haben, so magst Du sie auch selbst versorgen. Wenn Du von mir

dringend und so einstimmig geworden, daß selbst der Papst, Clemens XIV., sich entschließen mußte, ihren Orden aufzuheben, oder wie die Fische und Wölfe“, so sagen sie selbst, sind sie wiedergekommen und haben den Frieden, der zwischen den christlichen Bekenntnissen herrschte, aufs Neue vergiftet. Wenn ihnen nun noch gar die Gründung von Heimstätten in den Grenzen des Reichs wieder gestattet werden sollte, so würde die Kluft des konfessionellen Gegensatzes zwischen den Protestanten und Katholiken, die jeder deutsche Mann aus Tiefste beklagen muß, nur noch mehr von ihnen erweitert werden, denn das Ziel der Arbeit der Jesuiten ist die Ausrottung des Protestantismus und die Erhebung des Papstthums zu unbeschränkter Macht, und dieses Ziel zu erreichen, werden sie sich auch nicht scheuen, die Einheit des Deutschen Reichs unter einem protestantischen Kaiser, die ihnen im Wege steht, zu untergraben.“

Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß eine Aufhebung des Jesuitengesetzes die Wohlfahrt unseres Vaterlandes schädigen und den ersehnten Frieden zwischen den christlichen Bekenntnissen hintertreiben wird, fordern wir Euch auf, die unten abgedruckte Eingabe an den Reichstag mit uns zu unterstützen.“

(Ort), Januar 1891.

(Folgen die Unterschriften der Lokalgruppen.)

Höher Reichstag!

Von Mitgliedern der Zentrums-Partei ist an den Hohen Reichstag ein Antrag auf Aufhebung des Gesetzes vom 4. Juli 1872, betreffend den Orden der Gesellschaft Jesu, gerichtet worden.

Die Aufhebung dieses Gesetzes würde das friedliche Zusammenleben mit unseren katholischen Mitbürgern, welches wir dringend wünschen, aufs Höchste gefährden und die mit so hohen Opfern erkaufte Einheit der deutschen Nation ernstlich bedrohen.

Die Geschichte hat die Sittenlehre der Jesuiten verurteilt.

Das unter einem protestantischen Kaiser geeinte Reich ist ihrem Orden ein Hindernis in Erreichung des Ziels, für das er geschaffen, den Protestantismus auszurotten und das Papstthum zu schrankenloser Macht zu erheben.

Er darf darum in Deutschland nicht wieder zugelassen werden.

Die Unterzeichneten richten deshalb an den Hohen Reichstag die Bitte, den Antrag auf Aufhebung des Gesetzes vom 4. Juli 1872 abzulehnen.

(Ort), im Januar 1891.“

Dies die zwei Schriftstücke, welche, des Phrasenschaums entkleidet, mit dürren Worten besagen: „Wir sind geistig bankrott und nicht im Stande, mit den Jesuiten einen „geistigen Kampf“ zu kämpfen.“

Und diese Jämmerlinge, die nicht einmal mit den, auf dem Boden einer veralteten, von der Wissenschaft längst überwundenen Weltanschauung stehenden Jesuiten in einen geistigen Kampf einzutreten den Muth und das Zeug haben, renommiren von einem „geistigen Kampf“ mit der Sozialdemokratie, die auf dem unerschütterlichen Boden der Wissenschaft steht und über das unerschöpfliche Arsenal derselben verfügt.

Wie übrigens die Bourgeoisie von sich selbst denkt, das verräth ein geheimes Firkular der nationalliberalen Parteiführer Hannover's, das unseren Hannoverischen Genossen auf nicht ungewöhnlichem Wege in die Hände gekommen ist. Das für die Naturgeschichte des deutschen National-Philisteriums recht werthvolle Schriftstück lautet:

Hannover, den 1. Januar 1890.

Der ungünstige Ausfall der letzten Reichstagswahl, bei welcher namentlich die nationalliberale Partei eine Menge von Eigh einbüßte, hatte in dem Mangel an Energie seitens des deutschen Bürgerthums und in den Lücken der Organisation unserer Partei zum nicht geringen Theil seinen Grund. Deshalb sehen wir es als unsere Pflicht an, diejenigen, welche innerhalb unserer Kreise zu ihr zählen (Karlchen Miesnick, Unterquartaner, würde genau so schreiben. Unklar bleibt dabei, ob die Herren „innerhalb unseres Kreises“ zur Partei zählen! D. Red.) und in ihr die natürliche Vertreterin ihrer sozialen und politischen Interessen erblicken, bei Zeiten zu gemeinschaftlicher Wirksamkeit zu vereinigen, damit die gemonnenen Erfahrungen und die empfangenen Lehren verwerthet werden können. Der große Ernst der Zeit, in welcher die reichsfeindlichen Bestrebungen noch keineswegs überwunden sind und besonders die Sozialdemokratie mit Geschid ihre Reichen zu vermehren und ihre gefährliche Macht zu stärken versteht, muß, wie wir glauben und hoffen, alle diejenigen, denen an der Erhaltung des Reiches und des gegenwärtigen Zustandes der Gesellschaft

Unterstützung verlangt, so mußst Du sie nehmen, wie sie Dir geboten wird. „Thu wie Du Lust hast. Auf jeden Fall aber sind wir quitt!“

Da war nichts anzufangen. Lea und Tom mußten fort. Sie wagte es nicht, sich noch öfter solchen Zeiten aussetzen, wie es die kürzlich durchgemachten waren; nirgend stand gefährdet, daß Gott und gute Menschen ihr jedesmal helfen würden. Allein Fanny sollte zu Hause bleiben. Genug, daß zwei der Kinder ohne Heim aufwuchsen.

— So sah nun Frau Holmsen wieder mit Fanny da und die Tage begannen in alter Weise hinzuzugleiten.

Jedoch Fanny fiel beschwerlicher als jemals früher. Man konnte glauben, sie fühle sich nicht wohl und langweilige sich, weil sie ihre Gefährten verloren.

Sie schmollte und knauerte vom Morgen bis zum Abend; keinen Augenblick fand man Ruhe. Und am Aergsten war es, daß sie Mamas Nachtruhe störte.

Frau Holmsen lag in der Regel bis tief in die Nacht hinein wach, konnte oft vor Morgengrauen nicht einschlafen. Fanny, die sich frühzeitig niederlegte, stand mit den Hühnern auf und weckte so die Mutter, die oft erst eingeschlummert war.

So ging denn Frau Holmsen den ganzen Tag über schläfrig und mürrisch herum, mit schwerem Kopf und äußerst reizbar. Sie vertug nichts; es war rein, als sei ihr die Haut abgezogen. Fanny konnte sie mit ihrer Quälerei halb wahnwitzig machen. Ach Gott, welches Glend, Kinder zu haben. Und wie gebunden man war! Den ganzen Tag war man damit beschäftigt, aufzuwachen, daß so ein Ding nicht Schaben fristete oder sich anständig überbrannte; man befand sich in einer Knochtschaft, wie kein Dienstmädchen sie unerträglich hatte.

— „Wui, bist Du schon wieder dabei!“ kam die Mama plötzlich aus der Küche herein; „habe ich Dir nicht gesagt, daß Du das nicht thun sollst? Was? W, wie Du schlumm bist! Daß das Waschwasser in Frieden, sage ich! Du kamst ja auf den Fegen spucken, damit wärscht Du gerade so gut. So hab' die Güte! Und nun, wenn ich bitten darf, merke Dir's, sonst giebt's die Ruthe; verflucht Du?“

(Fortsetzung folgt.)

das höchste Interesse haben, mehr denn je an einander schließen.

Die nationalliberale Partei, welche im Sinne der Ordnung und der Freiheit immer treu zu Kaiser und Reich gestanden hat, ist in unserer Provinz dazu berufen, gemäß ihren Ueberlieferungen (Karlichen Miesnick, Unterquartaner, würde genau so schreiben. Es könnte hier unklar bleiben, ob die nationalliberale Partei gemäß „ihren“ Ueberlieferungen sich dabei auf „unsere Provinz“ bezieht. Doch sind ja bekanntlich die Ueberlieferungen der Provinz nach der Behauptung der alten Hannoveraner gerade von den Nationalliberalen verathen worden. D. Red.) auch jetzt für die großen Aufgaben des Bürgerthums an erster und leitender Stelle einzutreten.

Die Mittel und organisatorischen Einrichtungen, welche zum Ziele führen, müssen zunächst in größerer Gemeinschaft beraten werden. In der Meinung aber, daß Sie, hochgeachteter Herr, den vorstehenden Sägen zustimmen, erlauben wir uns, Sie zu einer am Montag, den 5. Januar, Abends 8 1/2 Uhr, im Saale der Kaufmännischen Vereinigung, Ständehausstraße 1, stattfindenden vertraulichen Besprechung ganz ergebenst hierdurch einzuladen.

Der geschäftsführende Ausschuss des Provinzial-Wahlvereins der Provinz Hannover.

Benjen J. Glademeyer, Hurbig, Wende, Raydt, Tramm, Wallbrecht.

Wie gratulieren Herrn v. Bennigsen zu seinen Mannen — wir wollten sagen: Mannesfeelen! —

Den Aerger über das Bochumer Wahleresultat kann die gegnerische Presse noch immer nicht hinunter schlucken. Besonders der „Germania“ ist unser Kommentar des Wahleresultats recht unbehagen, sie sucht uns, wie wir schon berichtet haben, dadurch einen Mißerfolg anzudichten, indem sie unermüdlich konstatirt, daß wir nicht in die Stichwahl gekommen sind. Als ob wir daran gedacht hätten. Man möge uns doch aus unserem Blatte nachweisen, daß wir einen so ganz außerordentlichen Erfolg für möglich gehalten hätten. Statt aus dem „Berliner Volksblatt“ dies nachzuweisen, führt die schlaue „Germania“ das Zeugniß der „Hamburger Nachrichten“ an. „Noch am Wahltag war man“, wie die „Hamburger Nachr.“ mittheilen, „in der Centralleitung der Partei, wo man von Bebels Mißerfolg noch keine Ahnung hatte, so sicher, daß der sozialdemokratische Kandidat in die Stichwahl gelangen werde, daß bereits andere „Koryphäen“ die Koffer gepackt hatten, um den Sieg erringen zu helfen.“

Es ist doch neu, daß die Korrespondenten der „Hamburger Nachrichten“ so genau über das Kopferbrechen der sozialistischen „Koryphäen“ unterrichtet sind. Man mag als Vertreter der „Hamburger Nachrichten“ beim Herzog von Vauenburg leicht aus und ein gehen, bei den Vertretern unserer Partei werden diese Herren die Thüren immer geschlossen finden. Uebrigens können wir konstatiren, daß von allen Personen, die von den „Hamb. Nachr.“ zu den Koryphäen unserer Partei gezählt werden dürften, unseres Wissens Keiner ein Vordringen unseres Kandidaten in die Stichwahl für denkbar gehalten hat.

Die „Germania“ hebt endlich auch stolz hervor, daß das Centrum seit dem Jahre 1881 rund 4000 Stimmen im Bochumer Wahlkreis gewonnen hat. Das hört sich ja ganz schön an, wie verschwindet aber dieser Erfolg des Centrum's dagegen, daß wir am 29. Dezember 1890 im Wahlkreis Bochum fast viermal so viel Stimmen hatten, als unsere sämtlichen Kandidaten in Westfalen im Jahre 1881.

Im Uebrigen haben auch unsere Bochumer Genossen Wahlenthaltung proklamirt, was den Humor der „Germania“ nicht verbessern dürfte. —

Die sächsische Polizei quält sich noch immer im Schweiß ihres Angesichts damit ab, den Sisyphus-Stein bergauf zu retten, mit dem die böse Sozialdemokratie zerquetschert werden soll. Der „tückische Marmor“ ist wieder einmal den Händen entrollt, schwermüthig schaut die „Leipziger Zeitung“ ihm nach und bemerkt treffsinnig:

„Besänntlich ist vor kurzer Zeit auf Anordnung der Oberbehörden durch das hiesige Polizeiamt die Veranstaltung auch solcher Geldsammlungen, welche nicht unter die Bestimmungen der Armenordnung fallen, von polizeilicher Genehmigung abhängig gemacht und ohne solche unter Strafe gestellt worden. Diese Verfügung erstreckt sich auch auf die in Arbeiter-Versammlungen üblichen sogenannten Zellerksammlungen zur Deckung der Versammlungskosten u. s. w. Als vor einigen Tagen in einer Arbeiter-Versammlung der überwachende Beamte die Vornahme einer derartigen Zellerksammlung untersagt hatte, halfen sich die Anwesenden damit, daß sie auf den Vorstandstisch jeder ein für den Vorsitzenden bestimmtes Geldgeschenk zu dessen beliebiger Verwendung niederlegten. Es wird abzuwarten sein, welche Schritte die Behörde gegen diese offenbare Umgehung ihrer Verfügung thun wird.“

Nun, wir sind keine Propheten, aber das wissen wir: wir werden nicht lang zu warten haben. Und wir wissen auch, was die Behörden für gut finden werden: „Die offenbare Umgehung“ wird verboten und Sisyphus packt wieder den tückischen Stein. Prost!

Die Arbeit des Sisyphus war eine Höllestrafe der griechischen Mythologie, und man sollte eigentlich Mitleid mit den sonderbaren Schwärmern haben, die sie sich freiwillig auferlegen. Aber — des Menschen Wille ist kein Himmelreich. —

Zwei eigenhämliche Prozesse:

1. Wegen Majestätsbeleidigung wurde vorgestern in Berlin der „Arbeiter“-Belletrist vor der zweiten Strafkammer zur Verantwortung gezogen. Der Angeklagte, ein gänzlich verkommenen, arbeitscheuer Mensch sieht es, wie es scheint, darauf ab, bei einander Kälte von Gerichtswegen ein Obdach zu gewinnen zu erhalten. Als passendes Mittel zu diesem Zweck erscheint ihm die Majestätsbeleidigung. Im vorigen Jahre ist er um die Zeit des gesunkenen Thermometerstandes verurtheilt worden, weil er unartige Redensarten über das Senatsoberhaupt gemacht hatte, und kürzlich belächelt es ihn wieder einmal, auf der Straße zwei Schugleuten eine Vorlesung über die soziale Frage zu halten und dabei des Kaisers in unpassendster Weise zu bedecken. Der Gerichtshof verurtheilt ihn diesmal zu 1 Jahr Gefängniß. —

2. Wegen Beamtenebeleidigung wurde kürzlich in Plauen (Sachsen) ein Arbeiter vom dortigen Landgericht zu einem Monat Gefängniß verurtheilt, weil er gelegentlich einer sozialdemokratischen Volksversammlung, in der er mit der Durchführung einer Zellerksammlung betraut war, auch an den überwachenden Beamten, einen Professor der Amtshauptmannschaft, mit der Bitte um einen Beitrag heranzutreten war. Als der Verurtheilte seinen Zerknirschungsgemerk hatte, war er nach den Aussagen der Zeugen sofort weiter gegangen. —

Die Majestätsbeleidigung gewissermaßen als Broterwerb und als Mittel zur Erlangung einer Unterkunft, — und

die Beamtenebeleidigung durch einen sozialdemokratischen Sammelkeller — das sind zwei Thatfachen, für deren Aufbeziehung der künftige Kulturhistoriker uns dankbar sein wird.

Daß arme Leute irgend ein Verbrechen begehen, um die Nahrung und Wärme des Gefängnisses zu erlangen, ist beiläufig eine alte Geschichte — und jeder Gefängnißbeamte weiß, daß bei Beginn der schlechten Jahreszeit die Gefängnisse sich füllen. So unnatürlich an sich solche Zustände sind, so natürlich sind sie in einer Gesellschaft, welche sich die beste der Welten nennt und einen sehr großen, wenn nicht den größeren Theil des arbeitenden Volks zu einem so menschenunwürdigen Dasein verurtheilt, daß ihm der Aufenthalt im Gefängniß als etwas Bünchens- und Erstrebenswerthes vorzukommen muß. Und wer die Gefängnisse von innen kennt, weiß doch fürwahr, daß ganz raffiniert Alles aufgeboten worden ist, um den Aufenthalt in ihnen möglichst unangenehm zu machen. Die einzige Grenze, die hierbei besteht, ist die einer direkten Schädigung der Gesundheit durch zu mangelhafte Ernährung und Verpflegung. In diese Grenze wird aber auch möglichst hart herangerückt. Die Arbeiter, welche durch Eintritt in das Gefängniß ihre Lage verbessern, führen also in der Freiheit ein Leben, welches der Erfordernissen des von dem Staate für die Gefängnisse ermittelten und festgestellten menschlichen Existenzminimums nicht entspricht. Hunderttausende, ja Millionen von Arbeitern können als freie Arbeiter nicht das zur Fristung des Lebens Unentbehrlichste erwerben, oder mit anderen Worten: Das Verbrechen ist für unzählige, die arbeiten wollen, einträglicher als die Arbeit, und der freie Arbeiter ist — in unzähligen Fällen — schlechter gestellt als der seine Strafe erleidende Verbrecher.

Kann die Ungerechtigkeit und Willkürigkeit der heutigen Gesellschaftsordnung greller beleuchtet werden, als durch diese Thatfache? —

Der „Reichsbürger“ bekommt unter der Firma der „Hamburger Nachrichten“ von seiner einst so ergebenen „Leipziger Zeitung“ einen Fußtritt, wie er kräftiger kaum gedacht werden kann. Das Organ der sächsischen Regierung schreibt:

„Die ehemalige Offizien-Wirtschaft, bei der man nie wußte, ob Herr Bismarck oder ein obskurer Zeitungsdoktor gesprochen habe, und heute widerrufen wurde, was gestern gesagt war, wird jetzt bekanntlich in den „Hamburger Nachrichten“ fortgesetzt. Insbesondere um die Jahreswende hat das Blatt wieder eine Anzahl von Artikeln gebracht, die der Berliner Presse und ihren Ablegern in der Provinz willkommenen Stoff zu allerlei mäßigen Betrachtungen bieten und sie augenblicklich fast ausschließlich beschäftigen. Methode und Kampfsart sind dabei auf beiden Seiten die alten. Bald glaubt man an der Schreibart den alten Kanzler zu erkennen, bald wird man wieder zweifelhaft, ob man es lediglich mit einem der bekannten Strohmänner zu thun hat. Die alten Gegner des Kanzlers haben daher leichtes Spiel und die beschämende Thatfache, daß die Presse fast aller Parteien sich mit dem Wanne, dem Deutschland zu unauflöslichem Danke verpflichtet ist, in einer Weise beschäftigt, die weder des Fürsten noch des deutschen Volkes würdig ist, wiederholt sich von Neuem.“

Wir haben uns herzlich gefreut, als die Journalisten-Unterredungen ihr Ende genommen zu haben schienen und allmählig in Vergessenheit geriethen. Was dazu beitragen konnte, den Eindruck dieser Kundgebungen zu verwischen und die Erinnerungen an den großen Kanzler nur in dem Silbe zu pflegen, das uns aus früheren Jahrzehnten geläufig ist, haben wir seitdem gethan. Wir glauben daher im Einverständnis unserer Leser zu handeln, wenn wir uns auch an diesen neuesten Heftzuge des Hamburger Blattes so lange als möglich nicht beteiligen.“

Der Fußtritt würde nicht so kräftig ausgefallen sein, wenn Herr von Kostitz-Wallwitz noch im Sattel wäre. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß der „widerpenstige Todte“ wirklich „Memoiren“ schreibt, um gewisse dunkle Geschichtspartien, in denen er eine Rolle gespielt hat, aufzuhellen. Ei, das ist ja herrlich, ei, das ist ja schön. —

Da erfahren wir vielleicht, was Alles 1865 in Biarritz ausgemacht worden ist, als Fürst, damals einfacher Herr von, Bismarck bei Napoleon zu Besuch war, um den Beistand des „Erbschmiedes“ gegen den „Bundesbruder“ Oesterreich zu gewinnen; und vielleicht erfahren wir auch, wer die famose Emscher Depesche gefälscht und dadurch Napoleon zu der Kriegserklärung von 1870 gezwungen hat. Kurz, das kann interessant werden. —

Dem gehenden Herrn von Kostitz-Wallwitz widmet die „National-Zeitung“ folgenden Nachruf aus Sachsen:

„Der Rücktritt des bisherigen Ministers des Innern und Aeußern, Herrn von Kostitz-Wallwitz, von seinem Amte, eine Folge seiner wohl durch die vielen Anstrengungen dieser seiner doppelten Stellung erschütterten Gesundheit, wird allseits, auch von den Liberalen, beklagt. Herr von Kostitz hat das nicht geringe Verdienst, das politische Leben Sachsens, welches unter der sechszehnjährigen Weichlichen Herrschaft in hohem Grade verkommen, verpumpt, ja infolge eines unerhörten Polizeidruckes und der nach innen und außen engherzigen und unläuternden Politik jenes Staatsmannes geradweg demokratisirt war, in bessere Bahnen gelenkt zu haben. Ihm verdankt man das neue Verfassung- und Wahlgesetz von 1868, welches mit dem von Beutl sorgfältig gepflegten sächsischen Prinzip brach, ihm ein freisinniges Preßgesetz, eine zeitgemäße Fortbildung unserer beiden Gemeinde-Ordnungen, vor Allen auch eine tiefgreifende Reorganisation der staatlichen Verwaltung auf der Grundlage einer ziemlich ausgedehnten Selbstregierung der Bezirke und Kreise. Als sein Nachfolger wird ein Herr von Weich genannt, von dessen politischen Ansichten und Gesinnungen man bis jetzt noch wenig oder nichts weiß. Herr von Kostitz war, ehe er Minister wurde, Mitglied des Landtags und hatte schon als solches noch unter Weich, obgleich ein höherer Beamter, eine freiere Richtung befunden.“

Unrechtskämter ist nie gelogen worden, als in diesem Nachruf. Herr von Kostitz-Wallwitz war von Haus aus keine äbel veranlagte Natur — und auch liberalen Ideen nicht unzugänglich, wenn auch in sehr bescheidenem Maße. Fürst Bismarck aber, der sich Sachsens völlig versichern wollte, verstand es, die Nervosität des sächsischen Ministers auszunutzen und ihn mit einer krankhaften Furcht vor der Sozialdemokratie zu erfüllen. Bis 1881 leitete Herr von Kostitz-Wallwitz den reaktionären Aufforderungen von Berlin aus noch einigen Widerstand und weigerte sich z. B. den Belagerungszustand über Leipzig zu verhängen. Allein er wurde müde gemacht, und nun war kein Halten mehr. Er ging in seinem Verfolgungsseifer noch über das hinaus, was in Berlin verlangt wurde. Die letzten 10 Jahre seines Regiments sind die schlimmsten Reaktionsjahre, die Sachsen jemals durchgemacht hat, und wir können nur wiederholen, was wir bereits andeuteten: der so viel geschmähte Beutl

war, wenn man zwei an Fähigkeiten so außerordentlich verschiedene Persönlichkeiten mit einander vergleichen kann — ein wahrer Engel des Lichts neben einem Kostitz-Wallwitz. —

Der Anarchisten-Kongress in Tessin war natürlich eine Spießhölle — aber sie hatte doch einen kleinen Kern Wahrheit — nämlich, daß ein paar harmlose italienische Sozialisten eine harmlose Konferenz abhalten wollten, zu der auch der „Anarchistenführer“ Costa eingeladen war. Nun ist dieser „Anarchistenführer“ Niemand anders als der bekannte Abgeordnete Costa, der zwar in seiner Jugend an anarchistischen Phrasen Gefallen fand, jedoch längst von dieser Kinderkrankheit kurirt ist, und sich dadurch den Haß der paar „Anarchisten“, die es noch in Italien giebt, zugezogen hat.

Ob die Konferenz in Tessin (Lugano) schon stattgefunden hat oder nicht, das wissen wir nicht — jedenfalls hat sie mit Anarchismus gerade so wenig zu thun gehabt, wie die Vorlesung des bekannten Ex-Nepitilchess Professor Regidi, in der dieser Biedermann vor versammeltem Studentenpublikum eine Lobrede auf — die Spigel und Spione hielt, ohne die ein Staat heutzutage nicht bestehen könne. Der brave Jugendlehrer, der in seiner Eigenschaft als Ex-Vorsteher des Nepitilchess als Preßbureau sich in dieser Sache als Sachverständiger zu betraachten scheint — und das zwischen Nepitilien und Spiegeln eine enge Verwandtschaft besteht, kann ja auch nicht gelehrt werden — erzählte einige Münchhausfaden über die Thaten der preussischen Spigel während des letzten Krieges mit Frankreich und nach demselben. Diese Spigel — oder Spione, meinte er — seien die größten Helden, denn sie böten nicht bloß der öffentlichen Verachtung Trost, sondern auch ganz besonderen Gefahren, weil ihre Regierung nicht für sie eintreten könne. Nun — bei anderen Hallunken trifft das ebenfalls zu. Charakteristisch ist gewiß diese Lobrede des nationalliberalen Professors auf das Spiegelthum, und hervorragend charakteristisch, daß der nationalliberale Professor die tiefste Niedertacht für den höchsten Heldenmuth ausgiebt — womit er wohl das politische Programm seiner Partei aufstellen wollte. —

Doch lehren wir aus dem Hörsaal des nationalliberalen Professors wieder zu seinen geliebten Spiegeln zurück. Die russischen treiben es jetzt am ärgsten. In Konstantinopel hatten sie längst die Freiheit, einige Flüchtlinge, die sie durch ein Frauenzimmer dorthin gelockt hatten, auf ein russisches Schiff zu schaffen. Ueber besagtes Frauenzimmer, das wohl nächstens als russische Diplomatin austauchen wird, lesen wir in verschiedenen Zeitungen:

„Die russische Polizei-Agentin Frau Tscherberty, welche bei der Verhaftung des Fürsten Jatscharski und des Ingenieurs Lutzky in Konstantinopel eine so unerhörliche Rolle spielte, ist von dort schleunigst abgereist und dürfte jetzt bereits in Odessa sein. Die man uns aus Konstantinopel schreibt, erhob der diplomatische Agent Bulgariens bei der Floride Vorstellungen über die hinterlistige Art, mit welcher der in bulgarischen Diensten stehende Ingenieur Lutzky nach Konstantinopel gelockt und dort sofort von den russischen Agenten in Empfang genommen wurde. Darauf habe der türkische Polizeiminister geantwortet, daß ihm die Eigenschaft jener Dame als russische Agentin nicht bekannt gewesen sei, sonst würde er auf deren Denunziation nicht so schnell eingegangen sein. Sodann aber habe Russland die Auslieferung des Lutzky verlangt, indem es ihn beschuldigte, in Russland erhebliche Unterschlagungen begangen zu haben. In Sofia hat man inzwischen festgestellt, daß die Frau Tscherberty dieselbe Dame sei, welche als die Witwe eines russischen Generals Wastiliew während der letzten Jahre ganz Europa bereiste, angeblich um ihren von den Nihilisten entführten Sohn zu suchen, in Wahrheit aber, um die russischen revolutionären Kreise im Ausland zu überwachen. Da sich diese Frau häufig in Bulgareien aufhielt, erklärte ein dortiges Blatt, daß die angebliche Madame Wastiliew die Gattin des in Bulgareien wohnhaften Chefs der russischen Geheimpolizei Mirgenko sei. Die Frau selbst aber verließ sehr bald Bulgareien und verlegte ihren Wohnort nach Sofia, wo sie sich Frau Tscherberty nannte und stets in Begleitung eines kleinen Mädchens auftrat, welches sie als ihre Tochter bezeichnete. Dortselbst wußte sie in kurzer Zeit das Vertrauen Lutzky's zu gewinnen, welcher letzterer sie wieder mit dem tscherkessischen Prinzen Jatscharski bekannt machte. Beide werden nunmehr ihre Vertrauensseligkeit mit der Verschickung nach Sibirien lösen.“

Beiläufig ist man in der Türkei sehr erbittert über diesen russischen Streich. Das Gerücht, er sei unter Zustimmung der türkischen Behörden vollführt worden, ist nur zur Täuschung des Publikums ausgeprengt worden. Den Muhamedanern ist das Aylrecht heilig — und nach der Niederwerfung der ungarischen Volkshebung im Jahre 1849 war es bekanntlich die Porte, welche Kostitz und seinen Genossen eine Freistätte gewährte und sich durch keine Drohungen der russischen und österreichischen Diplomatie einschüchtern ließ.

Sollte ein russischer Spigel gelegentlich in der Türkei erwicht werden, so dürfte es ihm schlimm ergehen. Und auch in Frankreich, wo die Empörung über dieses Gesindel groß ist, könnte es einmal zu einer höchst realistischen Lynchjustiz kommen. —

Die ungünstigen Nachrichten der Bourgeoisblätter über den schottischen Streik haben sich — wie wir das gleich vermutheten — als Lügen herausgestellt. Die Streikenden halten fest zusammen, den Eisenbahn-Gesellschaften ist es nicht gelungen, ein genügendes Personal von Auswärts zu bekommen; und unser braver Genosse John Burns, der in den modernen Klassenkämpfen ein wahrer „Organisator des Siegs“ ist, hat am vorigen Sonntag die Leitung des Streiks übernommen. Und das ist für uns eine sichere Bürgschaft des endgiltigen Triumphs. —

Den Nothstand in Irland hat die englische Regierung in der letzten Zeit mit aller Entschiedenheit abzustreiten gesucht. Und jetzt ist die Noth so ungeheuer gewachsen, daß die englische Regierung dieselbe nicht nur zugestehet, sondern selbst zur Sammlung für die Nothleidenden anfordert. Es entspricht nicht der Würde der englischen Regierung, welche mit ihrer Vorgängerin an all' dem Glend Irlands Schuld hat, auf dem Wege der Almosenansammlung Irlands Noth lindern zu wollen, andere Bahnen müssen eingeschlagen werden, um die stets wiederkehrende Noth dort zu heben. Wenn aber heute das Kabinet Salisbury die öffentliche Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf die Noth Irlands lenkt, wie konnte sein irändischer Staatssekretär Balfour die

irischen Führer Dillon und O'Brien verhaften lassen, als diese die Kartoffelnoth vorher sagten, unter dem Vorwand, daß sie eine Erfindung für politische Zwecke ausbeuten wollten? —

Der Sozialismus hat nun auch in Asien festen Fuß gefaßt und zwar in Japan. Der „Kölnischen Zeitung“ wird von dort geschrieben:

Das Parlament ist nun da, und die große Ära des politischen und sozialen Fortschritts kann beginnen. Japan wird bald alle Segnungen des europäischen Konstitutionalismus haben, vielleicht bald mehr, als ihm lieb ist — Parteipolitik und Partei-Intrigue, Oppositionsgeist und Zeitungssehde. Vielleicht ist auch die Zeit nicht zu fern, da Japan auch — ein Sozialistengesetz haben wird! Aus Mizogaki auf der Insel Kjusiu kommt nämlich die Nachricht, daß es dort bereits einen sozialistischen Verein gab, der das Einschreiten der Polizei nötig gemacht hat. Der Verein bestand zuerst aus Hausbesitzern, die sich zusammenschlossen, um gegen die hohen Haussteuern Einspruch zu erheben. Aber, wie es zu geschehen pflegt, allmählich kamen unruhige Elemente, Arbeiter, Handwerker u. s. w. hinzu, die Bourgeois schieden aus oder wurden überstimmt, und der Verein nahm mit der Zeit ein sozialistisches Gepräge an und lehrte seine Spitze gegen die bestehenden Klassen, hegte die „Arbeit“ gegen das „Kapital“. Die Mitglieder des Vereins saßen das Prinzip des Sozialismus sehr praktisch und drastisch auf; sie sammelten Knüttel und Schwerter, um gegen das Kapital vorzugehen. Ehe das aber geschehen konnte, griff die Polizei ein, nahm Schwerter und Knüttel weg und löste den löblichen Verein auf. Man wird natürlich derartigen Vorgängen keine große politische Tragweite beilegen; immerhin aber sind sie in Japan nicht ohne symptomatische Bedeutung. —

Kurz, Japan hat seine sozialistische Bewegung mit obligat europäischen Kultur-Zubehör: Polizei, Vereinsauflösung u. s. w. Und wo der Sozialismus einmal Fuß gefaßt hat, da ist er nicht mehr zu verdrängen. —

Auch in China sind Anfänge einer sozialistischen Bewegung vorhanden — allein es fehlt noch an einem klaren durchführbaren Programm. Die soziale Frage hat im „Reich der Mitte“ bekanntlich schon zu großen Aufständen und Umwälzungen geführt. —

Von Herrn A. Smith aus London ist uns nachstehende Erklärung zugegangen:

19 Barclay Road,
Walham Green,
London S. W.,
29. Dez. 1890.

An die Redaktion des „Berliner Volksblatt“
Berlin.

Geehrte Redaktion!

Das „Berliner Volksblatt“ enthielt in seiner Nummer vom 2. Dezember einen Angriff auf mich, den ich nicht unerwidert lassen kann. Es heißt dort von mir, daß ich „im Dienste der jetzt verachteten Possibilisten Brouse & Comp. das Verläumdungen gewerbsmäßig betreibt“; daß ich in Gestalt eines Briefchens an Mr. Kveling einen kräftigen Fußtritt von John Burns einsetzte und zwar obwohl das Briefchen in der Presse erschienen sei, und endlich daß ich den Ultrarevolutionär spiele und für die Bourgeoisiepresse schreibe.

Ich habe dem entgegen zu halten:

1. Wo sind meine gewerbsmäßigen Verläumdungen im Dienste der „Possibilisten Brouse u. Komp.“?
2. War es der Redaktion des „Berl. Volksblatts“ am 2. Dezember noch unbekannt, daß der Possibilist Davy am 30. November bei der Wahl in Montmartre mit 3222 Stimmen den Sieg davongetragen hatte?
3. Das Briefchen an Mr. Kveling ist derart unter Ausschluß der Öffentlichkeit in der Presse erschienen, daß ich erst durch Vermittelung des „Berl. Volksbl.“ Kenntnis davon erhielt. Außerdem aber wird Jeder, der die englischen Verhältnisse kennt, mir zugeben, daß es schon an sich fast ein Ehrenzeugnis ist, auf Veranlassung Dr. Kvelings angegriffen worden zu sein. John Burns aber ist durch seine Beziehungen zu William Barry und D. S. Champion so bloßgestellt, daß er sicherlich mit sich allein zu thun genug hat.
4. Anstatt den „Ultrarevolutionär“ zu spielen, ist mir von jeder der Vorwurf gemacht worden, daß ich zu gemäßig sei.
5. Wenn es eine Schande ist, für die Bourgeoisiepresse zu schreiben, warum schreibt dann Liebknecht für das Kapitalistenblatt des Herrn Clemenceau, die Pariser „Justice“. Und warum führte sich Dr. Kveling an dem Reportertisch des Liverpooler Gewerksvereins-Kongresses als Korrespondent der „Times“ ein?

Um Abdruck dieser Erwiderung bittend, zeichne
Hochachtungsvoll

A. Smith of Headingley.

Zu dieser Erklärung, die wir, da Herr A. Smith alias (oder „von“) Headingley im „Berliner Volksblatt“ angegriffen ward, selbstverständlich aufnehmen mußten, blöb einige kurze Bemerkungen.

Indem wir Alles aufrecht erhalten, was wir über Herrn Smith alias (oder „von“) Headingley gesagt haben, stellen wir fest, daß Herr Smith alias (oder „von“) Headingley durch seine Verleumdung unseres braven Freundes Burns selber den schlagendsten Beweis für die Richtigkeit unserer Charakteristik geliefert hat.

Dasselbe gilt von den Rothwürfen, die Herr Smith alias (oder „von“) Headingley gegen Kveling richtet, den zu hassen er allerdings guten Grund hat.

Was endlich die Mitarbeitererschaft Liebknecht's an der Pariser „Justice“ betrifft, — eine Mitarbeitererschaft, die beiläufig seit 5 Jahren aufgehört hat — so fand dieselbe auf Veranlassung und unter Kenntnis der kompetentesten Parteigenossen im Interesse der Partei statt; und so lange Liebknecht Mitarbeiter war, befand Longuet, der bekannte französische Sozialistenführer, sich in der Redaktion der „Justice“ und veröffentlichte das genannte Blatt keine Zeile gegen Sozialisten und Sozialismus.

Da Herr Smith alias (oder „von“) Headingley seine Erklärung gegen uns bereits in der Londoner „Justice“ veröffentlicht hat und zwar als Fortsetzung oder Ergänzung einer Erklärung jenes Musterrevolutionärs, dem wir den Gefallen nicht thun wollen, seinen Namen zu nennen — so sei noch erwähnt, daß besagter Anonymus wider Willen Liebknecht, der ihm seine Mitarbeiterchaft an einem deutschen arbeiterständlichen Bourgeoisblatt vorgehalten hatte, den Gegenvorwurf macht, er — Liebknecht — habe ja für die Norddeutsche Allgemeine Zeitung geschrieben. Ja, das hat er; aber er hat ihr auch den Rücken gekehrt, sobald sie das Organ Bismarck's wurde, und hat obendrein den Kampf mit diesem begonnen. Das ist doch ein kleiner Unterschied. —

Eugen Richter als Zutreiber der Polizei. Herr Eugen Richter ist ein ebenso genauer Kenner der Theorie des Sozialismus als der inneren Verhältnisse unserer Partei.

Deute behauptet er in seiner „Freimüthigen Zeitung“, die nebenbei bemerkt, von der „Frankfurter Zeitung“ in wenig liebenswürdiger Weise ein Berliner Kadaver-Organ genannt wird, daß das Geld für die Gründung unseres polnischen Partei-Organes aus den Fonds des „Deutschen sozialistischen Zentralvereins“ stamme. Daraus sieht man, wie nützlich die Vektüre der „Freimüthigen Zeitung“ für — — — — — werden kann. Wir hörten von einem „Deutschen sozialistischen Zentralverein“ bis zur Stunde nichts. Es muß nun, wenn wir der Zuverlässigkeit Eugen Richters vertrauen, gegen das Wissen und den Willen des Vorstandes und des Zentral-Organes der deutschen Sozialdemokratie ein reicher sozialistischer Geheimbund existieren, was doch sicherlich eine höchst merkwürdige Neugier für die — — — — — Polizei wäre. —

Korrespondenzen und Parteinachrichten.

Unserer Redaktion gingen schon wiederholt Klagen zu wegen der mangelhaften Berichterstattung unseres Blattes über die wichtigen Vorgänge in der Partei außerhalb Berlins. Wir bedauern, daß diese Vorwürfe berechtigt sind. Die Schuld hieran liegt aber bei den Genossen, welche es unterlassen, sich rasch zu informieren, so daß uns meist nur auf Umwegen oder durch die Presse wichtige Vorgänge bekannt werden. Wir bitten die federgebenden Parteigenossen insbesondere die Vertrauensmänner, uns über alle wichtigen Vorgänge möglichst rasch und in Kürze berichten zu wollen. Nur so kann der „Vorwärts“ zu dem werden, was er sein soll: Ein Spiegelbild unserer Bewegung. —

Hannover. Zum Provinzial-Parteitag hatten sich 70 Delegierte aus allen Theilen der Provinz einbefunden. In das Bureau wurden gewählt die Genossen Meister zum 1. Vorsitzenden; Wurm-Verden zum stellvertretenden Vorsitzenden und Rauch zum Schriftführer.

Den 1. Punkt der Tagesordnung: „Bericht über die Organisation der Parteigenossen in der Provinz“ leitete Genosse Meister mit einem Vortrage ein, dem wir folgende Stellen entnahmen:

„Die Hauptaufgabe, welche wir heute zu lösen haben, ist, Mittel und Wege zu finden, wie die Agitation auf dem Lande am Besten gefördert werden kann. Die Agitation in den Städten ist eine leichtere als in den ländlichen Bezirken, aber wir brauchen uns nicht zu fürchten, denn die letzten Wahlen haben es doch zur Genüge bewiesen, daß auch der Landmann anfängt, die Situation zu begreifen; der Landmann hat uns eine Unterstützung gebracht, welche wohl keiner von uns erwartet hatte. Dieselbe berechtigt uns zu der schönen Hoffnung, daß es bei einer beständigen Agitation gelingen wird, noch weitere Fortschritte zu machen. Dieser Frage haben wir unsere größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, denn so lange es uns nicht gelungen ist, das platte Land zu gewinnen, können wir auf keinen durchgreifenden Erfolg rechnen. Die Zustände arbeiten uns in die Hände. Die Arbeiten unserer Gegner in den gesegneten Körpern sind dazu angethan, auch dem Blödesten die Augen zu öffnen. Die Agitation auf dem Lande bedarf einer besonderen Behandlung; die Kardinalfrage wird sein: Wie soll sie betrieben werden? Die Gegner drohen uns zwar, daß, wenn wir auf das Land kämen, sie uns mit Dreiflügel und Heugabel empfangen würden. Das sind deren geistige Waffen, die nur ihre geistige Unfähigkeit beweisen. Die Völlerwanderung, welche stets stattfindet, ist ein wesentlicher Umstand, der für uns arbeitet und den wir benutzen müssen, um das Boden zu fassen, wo wir noch keinen haben. In den Versammlungen auf dem Lande müssen vor allen Dingen Fragen erörtert werden, die ein allgemeines Interesse für die Anwesenden haben. Der Bauer muß so behandelt werden, wie er behandelt sein will; wir müssen ihm klar machen, daß er ganz dieselben Interessen hat, wie die übrigen Arbeiter. — Der Parteitag zu Halle hat beschlossen, daß überall Organisationen zu schaffen sind. In den Städten müssen unbedingt geschlossene Organisationen gegründet werden; auf dem Lande wird dies aber sehr schwierig sein. Zunächst muß hier geprüft werden, ob auch der Boden für eine Vereinigung vorhanden ist. Dort, wo dieses nicht der Fall ist, muß unsere Literatur verbreitet werden. Dieses hat auch noch den Vortheil, daß das Gesehene nicht so rasch wieder vergessen wird als das Gehörte. Die Situation ist ernst! Der Kampf ist uns aufgezwungen, wir sind bereit, ihn aufzunehmen mit den Mitteln, die uns zur Verfügung stehen. Wir kämpfen für die Menschheit und wollen den Klassenkampf beseitigen. Mögen die Genossen in dem Kampfe für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nicht erlahmen, wenn auch die Opfer groß sein werden. Der Parteitag möge sein Theil dazu beitragen, daß wir bei der nächsten Wahl sagen können: Wir haben unsere Schuldigkeit gethan.“

Nachdem dem Referate des Genossen Meister die Berichte der Delegierten gefolgt sind, entwickelte sich eine lebhafteste Debatte über die Presse; nach Abschluß derselben wird folgender Antrag angenommen:

„Der Verleger des „Volkswillen“ wird ersucht, wenn das Unternehmen einer Wochenansgabe gesichert erscheint, mit derselben am 1. April zu beginnen.“

Nunmehr wird zum letzten Punkte: „Die Ausbreitung der Agitation, besonders unter die ländliche Bevölkerung“ geschritten. Auch dieser Punkt rief eine lebhafteste und anregende Debatte hervor über die Art und Weise, wie die ländliche Agitation, wenn sie von Erfolg gekrönt sein soll, geführt werden muß. Nach eingehender Diskussion wird nachstehender Antrag angenommen: „In Erwägung, daß eine rege Agitation in den ländlichen Bezirken der Provinz nur möglich ist, wenn ein Komitee existirt, welches sich ganz dieser Aufgabe widmen kann, beantragt der Unterzeichnete, ein Provinzial-Agitationskomitee, bestehend aus den Genossen Meister, Wurm, Steiner, Potthast und Krüger zu wählen.“

Auf Antrag eines Delegierten wird das gewählte Komitee beauftragt, sobald die Umstände es erheischen, wiederum einen Provinzial-Parteitag einzuberufen.

Ferner spricht der Parteitag den Wunsch aus, daß an einzelnen Orten Sammelstellen für gelezene Zeitungen errichtet werden, und dafür zu sorgen, daß dieselben die weiteste Verbreitung finden.

Alsdann ergreift Genosse Meister das Wort: „Ich glaube, daß die Erwartungen, welche die Genossen auf den Parteitag gesetzt haben, betriedigt worden sind. Aus den gegenseitigen Mittheilungen und aus den gesprochenen Verhandlungen haben wir alle gelernt und gehört, wie es draußen steht. Nicht ein einziger wird Hannover verlassen, ohne sein Wissen bereichert zu haben. Jeder von Ihnen wird das Bewußtsein mit in die Heimath nehmen, daß die Einmüthigkeit, mit welcher die Beschlüsse gefaßt sind, eine Garantie dafür bieten, daß, wenn wir wieder zusammen kommen, wir mit Freuden auf diesen Tag zurückblicken werden. Wir werden schweren Zeiten entgegengehen. Vielleicht werden den Einzelnen noch manche schwere Opfer auferlegt werden. Möge er seine Befriedigung darin finden, daß er sie für eine gute Sache bringt. Ich glaube, daß wir unsere Verhandlungen würdig zu schließen in der Lage sind. Die geringen Kosten sind kein weggeprochenes Geld, sondern sie werden ihre Früchte tragen. Ich wünsche Ihnen eine glückliche Heimfahrt und glückliche Arbeit.“

Mit einem begeisterten Hoch auf die internationale Arbeiterbewegung wird dann der Parteitag geschlossen.

Köln a. Rh. Am 4. Januar trat hier der Parteitag für Rheinland-Westfalen zusammen. Genosse Lude eröffnete um 11 1/2 Uhr den Parteitag und auf Antrag Wolbergs werden folgende Genossen beauftragt, die Geschäfte des Parteitages zu leiten: Lude-Köln und Meyer-Vochum als Vorsitzende, Ullendamm-Eberfeld und Scheer-Trier als Schriftführer. Sodann werden die Genossen Grimpe-Eberfeld, Busch-Neuß, Wolbergs-Köln, Neumann-Eberfeld und Lehmann-Dortmund mit der Prüfung der Mandate betraut.

Es ergibt sich bei der späteren Berichterstattung, daß 91 Delegirte anwesend sind.

Den weiteren Bericht über den Parteitag tragen wir morgen nach.

Weidenfels bei Halle a. S. In einer hiesigen Versammlung, welche von den Nationalliberalen einberufen wurde, um eine Petition gegen die Rückkehr der Jesuiten zu beschließen, erklärten die anwesenden Sozialdemokraten, daß sie sich diesem Vorgange nicht anschließen werden.

Chemnitz. Die „Märkische Volksstimme“ schreibt: „Geistiger Kampf“? Der von uns der Expedition unseres Chemnitzer Arbeiterorgans „Presse“ gemachte Vorschlag, uns ein Tausch-exemplar ihrer Zeitung gegen ein überwiegenes Tausch-exemplar der „Märkischen Volksstimme“ durch die Post überweisen zu lassen, wurde wie folgt beantwortet: Chemnitz, den 30. Decbr. 90. Da es uns von der hiesigen Postbehörde nicht gestattet wurde, Ihnen ein Exemplar zu überweisen, so sehen wir uns gezwungen, Ihnen den Betrag in Postmarken einzuschicken, und bitten Sie gefälligst, auf unser Blatt bei dortiger Postanstalt abonniren zu wollen. (Unterchrift) — Wir erhalten bereits 3 sächsische Parteiorgane (aus Leipzig, Dresden und Riesa) überwiegen, haben es also bei vorliegender Maßregel nicht mit einer allgemeinen Anordnung, die das Ueberweisen der Zeitung verbietet, zu thun; schon deshalb auch nicht, weil in Sachsen die Postbehörden genau wie in Preußen von dem Staatssekretariat des Reichspostamts ressortiren. Es bleibt also gar keine andere Annahme übrig, als daß die gegen die Chemnitzer „Presse“ sich richtende Einzelmaßregel ein interessantes Moment im Kampfe der Behörden gegen unsere Partei mehr ist, wie er sich in Sachsen seit Jahren schon abgepielt.“

Aus Sachsen. Zu den schon gemeldeten Siegen bei den Gemeinderathswahlen haben wir nachzutragen, daß in Auerbach ein kürzlich als „gefährlicher Sozialdemokrat“ aus dem Militärverein zu Rempegrün ausgeschlossener Schneider, Namens Morgner, in den Gemeinderath gewählt wurde.

Auch in Döhlen und Birklitz (bei Dresden) haben wir bei den Wahlen zum Gemeinderath gesiegt. —

Fürth (Bayern). Das hiesige Schöffengericht hat die Herren Heilmann und Genossen, Vorstände des Wahlvereins in Zirndorf, sowie den Gastwirt Ritter daselbst, die wegen Uebertretung des bayr. Vereinsgesetzes, im Mandatswege zu je 20 M. Geldstrafe verurtheilt waren, freigesprochen. Die Zirndorfer Parteigenossen sollen sich der Uebertretung des musterhaften bayr. Vereinsgesetzes dadurch schuldig gemacht haben, daß sie den Genossen Segis aus Fürth gestatteten, bei dem Stiftungsfeste ihres Wahlvereins, in Anwesenheit von Frauen und Minderjährigen eine Festsrede zu halten.

Gegen acht hiesige Parteigenossen findet, am 19. Januar wegen groben Unfugs vor dem hiesigen Schöffengericht Verhandlung statt. Dieselben haben einige Sozialdemokraten bei ihrem Strafanzug zur Frohnweife begleitet, worin die Anklage einen öffentlichen Aufzug erblickt. Genosse Franz Heim hat am 23. Dezember die Frohnweife in Windsheim verlassen, wo er wegen Föhrigung, (Strafgeschichte) 12 Tage Gefängnis verbüßte. Die hiesige Frohnweife ist nämlich bereits überfakt, daß die „Deliquenten“ nach dem 7. Stunden von hier entfernten Windsheim pilgern müssen.

Das Bureau der Volksversammlung, welche am 1. Oktober hier stattfand, hat, wegen eines vom Bezirksamt erlassenen Verbotes, betreffend die Wahl eines Vertrauensmannes für die Partei, Beschwerde bei der Regierung von Mittelfranken erhoben. Eine Antwort ist bis heute, den 5. Januar, noch nicht erfolgt.

Soziale Ueberblick.

Wie uns ein Telegramm aus Erfurt meldet, dauert die Aussperrung der Schuhmacher Erfurts fort, da sich die Fabrikanten auf keinerlei Verhandlungen einlassen.

Zu dem Streik der Schlosser in der Gauschlosserei von Franz Spengler, Alte Jakobstraße 6, wird uns von den Streikenden mitgetheilt, daß ihre Annahme, die plötzliche Verlängerung der Arbeitszeit auf 10 Stunden sei auf den neuen Meister zurückzuführen, nach den Erklärungen desselben auf einem Irrthum beruhe.

In Oesterreich hat die Bergwerks-Industrie erhebliche Fortschritte gemacht. Die Gesamtproduktion stellte 1890 einen Werth von 57,9, 1890 einen Werth von 78,8 Millionen Gulden dar; die Zahl der Arbeiter stieg von 94 426 auf 118 968. Was für grünlüche Lebens- und Arbeitsbedingungen die österreichischen Grubenarbeiter zu ertragen haben, darüber hat der vor einiger Zeit in Wien abgehaltene österreichische Bergarbeiterkongress so reichlichen wie unerquicklichen Aufschluß gegeben. Die Aktionäre schwelgen im fettesten Profit; Polizei, Militär, Justiz schlagen rücksichtslos die Arbeiterbewegung zu Boden; die Kohlenflaven zu Mährisch-Odrau, welche wider die Obmacht der Guttmann- und Rothschild's sich zu regen wagten, wurden mit Flintenschüssen zur Ruhe gebracht und haben im Kerker über die Politik nachzudenken, welche ihre Rathschläge aus den Bureaus des kaiserlichen Rothschild empfängt.

Die Bevölkerungsbewegung in Frankreich, die eine Abnahme der Geburten aufweist, ist von uns des öfteren behandelt worden. Nach Mircur, der die Zustände in Marseille, der großen Hafenstadt, untersuchte, ist dort in den zwanzig Jahren von 1866 bis 1886 die Ziffer der Geburten (auf 1000 Lebende im Jahresdurchschnitt) gefallen von 32,0 auf 28,8. Dabei übertrifft die Geburtenziffer von Marseille mit 28,8 die von ganz Frankreich, welche nur 24,6 beträgt.

Briefkasten der Redaktion.

Bei Anfragen bitten wir die Abonnements-Contingent beizufügen. Briefe ohne Antwort werden nicht ertheilt.

Vom geselligen Verein „Sonnung“ von einer amerikanischen Aktion 16,20 M. dankend erhalten. Julius Labe, Landbergstraße 120a.

H. J. Der Bericht über die Rede Liebknecht's im Wahlverein für den zweiten Wahlkreis erscheint in nächster Nummer.

Briefkasten der Expedition.

Unseren auswärtigen Abonnenten, welche bei ihrer Postanstalt auf unser Blatt abonniren, theilen wir hierdurch mit, daß Reklamationen wegen unpünktlicher Lieferung oder wegen Nachlieferung der ersten Nummern nicht an unsere Expedition, sondern an die betreffenden Postanstalten zu richten sind. Alle diesbezüglichen Zuschriften betrachten wir hierdurch als erledigt.

Chronik der wichtigsten politischen und Partei-Ereignisse im Jahre 1890.

- Oktober.**
- Das alte Gothaer Programm der sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands gelangt in der gesamten Parteipresse zum Abdruck.
 - Bei den Wahlen zum Dänischen Landsting werden zum ersten Male zwei sozialdemokratische Kandidaten gewählt. Dockarbeiter-Kongress in London.
 - Die Schutzleute Londons organisieren sich.
 - Gründerprozess in Guben gegen die Gebrüder Wolff und Genossen.
 - Die australischen Hollarbeiter nehmen die Arbeit wieder auf.
 - Judenverfolgungen in Russland.
 - Die Mac Kullen-Bill (Vereinigte Staaten) tritt in Kraft. Kohlenarbeiter-Streik im Becken von Charleston.
 - Massenaustand der Hochofen-Arbeiter Schottlands.
 - Parteitag der Sozialdemokraten des Kreises Königsberg in der Neumark.
 - Die Tessiner Radikalen siegen bei den Wahlen mit einer kleinen Majorität.
 - Schuhmacherkongress in Weissenfels.
 - Veranstaltungen in Sachsen werden auf Grund des sächsischen Vereinsgesetzes verboten.
 - Jahrestagung der englischen Eisenbahn-Angestellten in Belfast.
 - Der „Reichsanzeiger“ veröffentlicht den Entwurf eines Gesetzes zur Abänderung des Kranken-Versicherungsgesetzes (gegen die freien Hilfskassen).
 - Die irischen Abgeordneten William O'Brien und Dillon flüchten, um ihrer Verurteilung zu entgehen.
 - Kongress der französischen Sozialdemokratie in Lille. Freiwirtschaftskongress in Göttingen.
 - Parteitag der deutschen Sozialdemokratie in Halle a. S.
 - Präsident Carnot begnadigt wiederum Arbeiter, die wegen Vergehens, die sie beim Streik begangen hatten, verurteilt waren.
 - Die Hollarbeiter in Calais erklären den Generalstreik. Die englischen Arbeiter unterstützen sie.
 - Die Wahlen in Brasilien ergeben eine erdrückende Mehrheit für die Republik.
 - Streik der Wiener Pferdebahn-Bedienten.
 - Pfaffenstreik in der Türkei.
 - Kongress der italienischen Sozialdemokratie in Ravenna.
 - Löcherstreik in Berlin.
 - Erster Aufruf des neugewählten Parteivorstandes der deutschen Sozialdemokratie an die Parteigenossen.
 - Es wird bekannt, daß der im Zuchthaus zu Halle a. S. sitzende Anarchist Johann Neude irrthümlich geworden ist.
 - Die englische Regierung erkennt die Republik Brasilien an.
 - Der wegen Majestätsbeleidigung verhaftete Redakteur der sozialdemokratischen „Frankf. Volksstimme“, Hoch, wird gegen Kaution aus der Haft entlassen.
 - Wahlen in Italien.
 - Die Auswanderung polnischer und russischer Bauern, die große Ausdehnung annimmt, wird von der Regierung mit Gewalt zu unterdrücken versucht.
 - Nationalratswahlen in der Schweiz.
 - Gründung eines niederschlesischen Bergarbeiter-Verbandes.
 - Der englische Rhetorikbund geht mit dem Plane um, an einem bestimmten Tage alle Schiffsarbeiter auszusperren, giebt ihn aber auf, weil ihm der Erfolg doch zweifelhaft erscheint.
 - Unruhen in Freiburg (Schweiz).
 - Die Generalstaaten erklären den König von Holland für außer Stande zu regieren.

- November.**
- Bauernunruhen in Russland (Wow, Charkow).
 - Ministerwechsel in Griechenland.
 - Parteitag der württembergischen Sozialdemokraten.
 - Sozialdemokratischer Wahlsieg bei den Altonaer Stadtverordneten-Wahlen.
 - Herbstwahlen in der Union. Sieg der Demokraten (gewählte) Freihändler über die schutzöllnerischen Republikaner.
 - Wiederzusammentritt der Arbeiterschutts-Kommission.
 - Eine große Versammlung der Mitglieder freier Hilfskassen in Berlin protestiert gegen den Entwurf zur Abänderung des Krankenversicherungs-Gesetzes.

- November.**
- Wahlen der Vertrauensmänner in Berlin.
 - Stöcker entlassen.
 - Weitere Wahlen von Vertrauensmännern in Berlin.
 - Große Demonstration der belgischen Arbeiter für das allgemeine Wahlrecht.
 - Delegirtenstag der Textilarbeiter der Mark Brandenburg in Kottbus.
 - Dem Bundesrath geht der Entwurf eines Gesetzes betreffend die Unterstützung von Familien der zu Friedensübungen einberufenen Mannschaften zu.
 - Der Queens-Bench-Gerichtshof lehnt den Antrag auf Auslieferung Galtions, der bei den Unruhen in Tessin den Staatsrath Rossi erschossen haben soll, ab.
 - Eröffnung des preussischen Landtages.
 - Professor Robert Koch theilt seine Entdeckung eines Heilmittels der Tuberkulose ausführlich in der „Deutsch. mediz. Wochenschr.“ mit.
 - Ausspernung der Erfurter Schuhmacher.
 - Zahlungs Einstellung der Weltfirma Varing Brothers in London. Geldkrise.
 - Gewerkschaftskongress in Berlin.
 - Parteitag der Thüringer Sozialdemokraten in Erfurt.
 - In Pömmel werden drei Sozialdemokraten in den Gemeinderath gewählt.
 - Der Fall Parnell.
 - Der „Reichsanzeiger“ veröffentlicht eine Kabinettsordre, welche die Schulen systematisch im „Kampf gegen die Sozialdemokratie und den Kommunismus“ verwerthen will.
 - Dem preussischen Abgeordnetenhaus gehen die neuen Gesetzesentwürfe (Gewerbesteuer, Einkommensteuer, Landgemeinde-Ordnung, Schulvorlage) zu.
 - Padlewski tötet Seliverstow.
 - Der sozialdemokratische Antrag in der Berliner Stadtverordneten-Versammlung auf Beschaffung der Lehrmittel für die Gemeindefrüher auf Kosten der Stadt wird an einen Ausschuss verwiesen.
 - Indianer-Aufstand in der Union.
 - Die Arbeiterschutts-Kommission vertagt sich bis zum 1. Dezember.
 - Ausspernung einiger Polen und Russen aus Paris, infolge des Attentats Paderewski's.
 - Wilhelm III. der letzte Oranier, †. Die Regierung geht auf die neunjährige Wilhelmine über.
 - Wahlen in Italien. 7 Sozialisten gewählt.
 - Ausspernung der Hamburger Tabakarbeiter.
 - Der große Stempelsteuer-Ertrag zu Gunsten des mehrfachen Millionärs Lucius wird bekannt.
 - Der 1. Januar 1891 wird als Termin für das Inkrafttreten des Invaliditätsgesetzes bestimmt.
 - Die erste Nummer des sozialdemokratischen Organs für Elb-Lothringen erscheint.
 70. Geburtstag Friedrich Engels.
 - Diskussion über die Koch'sche Entdeckung im preussischen Landtage.
 - Gladtone erklärt sich gegen Parnell.
 - Dowela Nieuwenhuis wird in Bielefeld, wo er in einer Volksversammlung sprechen sollte, verhaftet und ausgewiesen.
 - Sozialdemokratischer Parteitag für den Regierungsbezirk Potsdam.

- Dezember.**
- Volkszählung in Deutschland.
 1. Lesung der Landgemeinde-Vorlage im preussischen Landtage.
 - Beginn der zweiten Lesung der Arbeiterschutts-Vorlage in der Kommission.
 - Der König von Italien amnestirt eine Anzahl politischer Verbrecher.
 - Der Parteivorstand veröffentlicht eine lange Liste von Verfolgungen unserer Parteigenossen „unter dem neuen Kurs“. Mittheilung im Reichstag über den Anschluß Helgolands.
 - Karl Liebknecht, sozialistischer Schriftsteller in Zürich †.
 - Niede des Kaisers in der Schulkommission.
 - Die Resultate der Volkszählung vom 1. Dezember werden zum Theil bekannt, sie zeigen ein kolossales Anwachsen der Großstädte.
 - Parteitag der ungarischen Sozialdemokratie in Budapest.
 - Oesterreichischer Bergarbeiterstag in Wien.
 - Die Spaltung der irischen Partei ist eine vollkommene.
 - Zahlreiche Bankrotte in den Vereinigten Staaten.
 - Kurt Abel wird wegen seiner Broschüre: „Sechs Wochen

- Dezember.**
- „Lizewachmeister“ von einem Kriegsgericht zu 14 Tagen Gefängnis verurtheilt.
 - Der reaktionäre schweizerische Auslieferungsvertrag wird angenommen.
 - Und die folgenden Tage Hilfskassen-Kongress in Berlin.
 - Stadtverordnetenwahl in Leipzig. Starke sozialistische Minorität.
 - Statrede Webels.
 - Siege bei sächsischen Gemeinderathswahlen in Meerane etc. Freisprechungen im Berliner Manerprozess.
 - Kongress der belgischen Bergarbeiter in La Louviere.
 - Kongress der sozialistischen Studenten in Brüssel.
 - Gewerkschaftsprozess in Magdeburg.
 - Verhaftung von Labrugere und Frau Duc-Duercy, den Befreier Padlewski's.
 - Ende der Berliner Schulkonferenz.
 - Braunschweigischer Parteitag in Lutter a. W.
 - Mendelssohn wird aus der Untersuchungshaft entlassen und verläßt Frankreich.
 - Die Stadterweiterung Wiens wird beschlossen.
 - Dr. De Raeppe, belgischer Sozialist †.
 - Der Indianer-Aufstand in Nordamerika gewinnt an Ausdehnung.
 - Heinrich Schliemann, berühmter Alterthumsforscher †.
 - Die Wiedergulassung russischer Arbeiter nach Posen wird bekannt.
 - Streik der schottischen Eisenbahn-Arbeiter.
 - Nachwahl in Bochum. Starker Ausschlag der sozialistischen Stimmen.
 - Streik der Dockarbeiter in Hull.

Lokales.

Zur Lage der Handlungsgehilfen äußerten wir kürzlich erst, daß die voraussichtliche Ausscheidung jener Elemente, welche wenige Wochen vor dem Weihnachtsfeste zur Ausbilde eingestellt wurden, in Bälde das Stellungsgeld proletariats junger Kaufleute wieder verstärken würde. Der Gang der Dinge im heutigen Staate ist nun einmal nicht anders. Das Gesetz gestattet dem Prinzipal die weitgehendsten Freiheiten gegenüber seinen Angestellten, und dieser macht in den meisten Fällen von seinen auf Ausbeutung der Gehilfen hinzielenden Vorrechten bestmöglichen Gebrauch. Ein Gang nach den Stellenvermittlungsbureaus zeigt das Elend des Kaufmannsstandes in greifbarer Beleuchtung. Während kurz vor Weihnachten durch die gesteigerte Geschäftsthatigkeit eine große Anzahl von Handlungsgehilfen der immer vorhandenen Reserve-Armee entzogen wurde, also auch die Bureaus der kaufmännischen Stellenvermittlungsinstitute sich stark geleert zeigten, herrscht zur Zeit eine Ueberfüllung in denselben, die nur allzu deutlich die Misere der heutigen Handlungs-Gehilfen darthut. Der größte Andrang zu diesen Vermittlungsbureaus findet in den Vormittagsstunden zwischen 11 bis 1 Uhr statt. Im kaufmännischen Hilfsverein in der Seydelstraße z. B. sind tagtäglich um diese Zeit etwa ein Duzend Angestellte damit beschäftigt, die Meldungen der stellungsuchenden Kaufleute entgegenzunehmen und weiter zu befördern. Die Zahl der täglich sich hier Einfindenden mag jetzt etwa zu 300 bis 400 Personen ansteigen. Der Besuch dieses Raumes — als des größten der verschiedenen hiesigen Stellenvermittlungsbureaus — ist ein ziemlich verlässlicher Gradmesser für den jeweiligen Stand der Lage der Handlungsgehilfen überhaupt. Die Zahl 300 bis 400 läßt deutlich darauf schließen, daß fast der ganze Schwarm jener Angestellten, welche zur Bewältigung des Weihnachtsgeschäfts eingestellt wurden, wieder ausgemergelt worden ist. Denn nur in der Zeit stillster Geschäftsthatigkeit pflegt sonst die Zahl der Stellungsuchenden in genanntem Bureau bis an 400 und darüber anzusteigen. Wie bemerkt, ist dies nur eine einzige Kontrollstelle für Stellenvermittlung, und giebt es außer ihr noch einige Duzende kleinerer Bureaus dieser Art. Das eine Beispiel aber zeigt bereits klar genug die elende Lage unseres Kaufmannsstandes, der, wie alle heutigen Groß- und Kleinbetriebe, an dem Uebel einer Ueberfüllung krankt. Die Klagen hierüber datiren schon seit Jahren, und das Uebel selbst wächst trotzdem im Riesenschritt an. Die verkehrte Art unserer gegenwärtigen Produktionsweise und die immer schneller fortschreitende Konzentration der kaufmännischen Geschäfte; beide sorgen dafür, daß die Zahl der Reservearmee kaufmännischer Gehilfen anschwellt. Die schablonenhafte Massenproduktion ebensowohl, wie die Zusammenziehung der verschiedensten Verkaufsgegenstände in einen einzigen Betrieb, in ein großes Waarenmagazin erfordert geringere Zahl von Arbeitskräften wegen der Vereinfachung des Betriebes.

Rothenburger Tage.

Roman aus der Zeit des großen Bauernkrieges von 1525.
Von Wilhelm Bloß.

(29. Fortsetzung.)

Es war zwischen den Dörfern Ingolstadt und Sulzdorf, da zog das fränkische Heer ohne Sorge in freiem Feld dahin, denn es war noch ein Bote gekommen und hatte die Kunde gebracht, der helle Haufe stünde noch unverfehrt im Feld bei Königshofen und harre des Zuzugs der Franken. Auf Sulzdorf ging zunächst der Marsch. Heiß brannte die Junifonne herab auf die gewaffneten Männer und mancher marschirte schon mühselig unter dem Gewicht seiner Wehr; viele verlangten nach Rast und nach einem frischen Trunk, denn sie hatten die Nacht über wenig geruht.

Da stieg draußen im Blachfeld eine starke Staubwolke empor, wie von einer Heerschaar, Helme und Harnische blitzten in den Strahlen der Sonne, laut dröhnte der Hufschlag und heran jagten reißige Geschwader mit mordgierigem Geschrei und Schladtruf.

Die Franken hielten den Marsch an; so plötzlich aus ihrer Sorglosigkeit gerissen, wußten sie kaum, wie ihnen geschah. Herr Florian erkannte die bündischen Reifigen; es war der schredliche Truchseß selber, der mit seinen Kennscharen daher kam. Der bischöfliche Marschall hatte ihm von dem Ausbrüchen des Volksheeres Kunde gegeben; darum war er mit seinen Reifigen voraus.

Herr Florian sah, daß es gelte, den Guttenger Wald wieder zu errichten, den man vor kaum einer Stunde verlassen. Dort mochten die Reifigen Nichts ausrichten. Darum schwenkten die Fähnlein nach dem Walde zu.

reich; draußen im Blachfeld aber zog der gewaltige Haufe der Bündischen heran mit dem Fußzeug und dem Geschütz.

Ueberfallen und umzingelt im freien Feld verlor Herr Florian den Muth nicht. Er hoffte bis zur Nacht sich des grimmigen Feindes zu erwehren.

Er ließ eine Wagenburg errichten, so gut und so schnell es gieng, darinnen standen die Fähnlein in Schlachtordnung und die Geschützwärter gähnten den schwärmenden Reifigen entgegen. Die Stände gingen ab, eine Wolke von Pulverdampf stieg empor; als sie sich verzogen, sah man manch ritterlichen Herren und manchen reißigen Knecht im Staube sich wälzen und manches Ross seines Reiters ledig gehen; die Büchsenmeister hatten wohl gezielt.

So gieng es eine Weile und Herr Florian sprach den fränkischen Männern Muth ein; sie schienen auch ganz willig zum Fechten.

Der Truchseß aber hieß den Schenken von Schwarzenberg mit seinen Schützen einen Angriff machen. Der Schenk trat heran; die Büchsenfähnen der Bauern gaben das Feuer zurück. Da nahte die Schlachtordnung des Truchseßes, drei Schaaren Eisenreiter und die Fähnlein des Fußvolks mit dem groben Geschütz. Als die Bauern in der Wagenburg solch übergewaltige Streitmacht sahen, da schwand ihr Muth; plötzlich war die Wagenburg offen und der muthlose Schwarm lief heraus; sie trachteten in wilder Flucht über die Felder und Wiesen den Wald zu erreichen oder sonst zu entkommen. Das war ihr Verderben, denn Augenblicke fielen die Reifigen in sie und stachen nieder, was sie erreichten. Wie schnell auch die Bauern flohen, die Reifigen kamen ihnen zuvor auf den flinken Rossen. Es war eine grausige Jagd; gleich dem wehrlosen Wild wurden die fränkischen Männer dahingeschlachtet zu Hunderten, zu Tausenden. Binnen einer Stunde deckten über viertausend Leichen das Feld; nur Wenige entkamen. Bis Dörsenfurt und bis Heidingfeld gieng die mörderische Verfolgung. Etwa sechszig Bauern brachte man lebend ge-

fangen zurück; die Reifigen wollten ein Lösegeld von ihnen erpressen, allein der Truchseß ließ die Gefangenen sogleich erstechen, denn, sagte er, sie haben ja geschworen, keinen Hardon zu geben, drum sollte ihnen das Gleiche geschehen.

Witten in dem gräßlichen Mordgetümmel bewegte sich eine festgeschlossene Schaar von etwa sechshundert Mann Ingolstadt zu. Sie bildeten den Zugel, wie die Landsknechte gegen die Reifigen zu thun gewohnt waren; sie streckten die langen Spieße und die Hestparten vor und hielten so zusammen, daß die reißigen Geschwader überall vor der stachelichten Masse zurückwallten. Zwischen den Gliedern hindurch feuerten die Büchsenfähnen und mancher der anstürmenden Feinde fiel getroffen aus dem Sattel.

„Lasset die Reigen fliehen!“ klang ruhig Herrn Florian's befehlende Stimme. „Wenn wir sterben müssen für die Freiheit, so soll es mit Ehren geschehen!“

Es waren die Schwarzen, die Domschüler und die fünfzig freien Knechte, die er in fester Ordnung durch den Sturm der Schlacht führte.

Wieder rauhnten die Reifigen, geführt von dem blutdürstigen Frowin von Hutten, gegen das tapfere Häuflein heran und suchten es mit wühendem Anprell zu sprengen. Aber der Troß brach sich abermals an der festen Ordnung der Schwarzen; die vordersten Pferde fielen in die Spieße und die wohlgezielten Schüsse der schwarzen Schützen räumten die Sättel der Nachdrängenden; manch schwergeharnter Reiter ward, mit dem Fuß im Bügel hängend, von seinem scheuen Ross über das Blachfeld geschleift.

Wuthschraubend wich Frowin mit seinen Reifigen zurück, um sie einen Moment verschaukeln zu lassen und dann sich von Neuem auf die Schwarzen zu stürzen. Die Letzteren bekamen einen Augenblick Luft; sie erreichten das Dorf Ingolstadt, das mit einer Dornhecke umgeben war.

„Halt!“ geboten die Hauptleute. Die Schwarzen hielten einen Augenblick hinter der Hecke; sie sahen sich um nach dem übermächtigen Feind.

In demselben Maße steigt auch die Zahl der Beschäftigungslosen.

Ohnehin ist dieselbe in den kaufmännischen Berufen schon von jeher eine erschrecklich große gewesen. Und zwar entspringt sie der völlig falschen Vorstellung über die soziale Stellung des Kaufmanns. Unbemittelte Familien hielten und halten auch heute noch den Kaufmann, selbst in seinen abhängigen und untersten Mitgliedern, für etwas Bornehmeres als den Handwerker. Daher lassen auch jetzt noch immer die Eltern vieler Unbemittelter ihre Söhne „Kaufmann“ werden, ohne zu bedenken, daß ein unbemitteltes und womöglich schlecht vorgebildetes Kaufmann einer weit unsichereren Zukunft entgegengeht als der Handwerker. Wer nicht Gelegenheit hat, sich später selbstständig zu machen, der ist, sowohl hinsichtlich des Maßes der gestellten Anforderungen, wie der Einkommensverhältnisse ungünstiger gestellt, als der geschickte Arbeiter. Nichtsdestoweniger herrscht aber in dem weitläufigen Theile der kaufmännischen Gehilfen das Vorurtheil, mehr zu sein, als der Handwerker und gar erst der einfache Arbeiter. Die Noth der Lage der Gehilfen sorgt zwar dafür, daß jener Eigendünkel und jene unbegründete Ueberhebung mehr und mehr schwinde, allein ganz auszurotten ist wohl das Vorurtheil nicht, und daher bleibt eine der Hauptquellen der Ueberfüllung des Kaufmannsstandes offen.

In welcher Weise diese Ueberfüllung auf den Arbeitsmarkt drückt, ist so bekannt, daß wir darauf nicht weiter hier einzugehen brauchen. Kommt es doch täglich vor, daß auf eine aus-geschriebene Stellung 200 bis 300 Gesuche einlaufen. Schließlich hat auch der Kapitalismus für seine Erhaltung die Erziehung der Reserve-Armee nötig, welche den Lohn, um nicht zu verhungern, auf das möglichst niedrigste Niveau drückt; und daher wird die Erhaltung der großen Reserve-Armee in jeder Weise von den Prinzipalen gefördert. Dahin gehört z. B. die massenhafte Anstellung von Militäranwärtern und Feldwebeln von der Schloß-garde-Kompagnie in den Registraturen der kaufmännischen Großbetriebe. Sie entspringt keineswegs einem Bedürfnisse, sondern geschieht, weil diese Leute, vermöge ihrer Pensionen, billiger arbeiten können, als die jungen, selbst stellunglosen Kaufleute es im Stande wären.

Wie in den größeren Geschäften selbst die Gehaltsverhältnisse mit ganz geringen Ausnahmen weniger Vertrauensstellungen, auf das niedrigste Maß gedrückt werden, wie ältere verbrauchte Kräfte zum Instandhalten der Handelsbücher stundenweise gegen einen Schandlohn herangezogen werden, wie die jungen Lehrlinge durch 12 bis 18 stündige Arbeit ausgezogen werden, das Alles haben wir schon zu wiederholten Malen beleuchtet.

Neben dieser traurigen Beschaffenheit der Lage unseres Gehilfenstandes ist noch der Mißstand vorhanden, daß die Bestimmungen des deutschen Handelsgesetzes, welche Grundsätzliche Kündigung vorsehen haben, in den meisten Fällen dadurch umgangen werden, daß viele Kaufleute nur mit vierzehntägiger, ja dreitägiger, und wie in zwei unserer ältesten Mode-magazinen, sogar eintägiger Kündigung angestellt werden. Ein Fall ist uns sogar bekannt, wo eines der bedeutenderen Kaufhäuser des Platzes nur unter der Bedingung Personal engagierte, daß dasselbe sich verpflichtete, nach Verlassen der Stellung ein Jahr hindurch keine solche in derselben Branche anzunehmen.

Neben der untergeordneten sozialen Stellung, in welche heute der größte Prozentsatz der Handlungsgehilfen gerückt ist, neben der schlechten Befoldung hat sich mit der Zeit also auch Rechtslosigkeit gegenüber dem Chef herausgebildet.

Trotzdem verschließt sich der Handlungsgehilfe noch zum großen Theile der Erkenntnis, daß eine Aenderung der Mißstände nur von einem Anschluß an die Sozialdemokratie zu erwarten ist.

Kaum glaublich erscheint hiesigen Bourgeoisblättern die Nachricht aus Spandau, daß selbst während der letzten so überaus strengen Kälte Menschen im Freien genächtigt haben. Kaum glaublich erscheint vielmehr die Naivität dieses „kaum glaublich!“ Ober sollte damit der Verwunderung Ausdruck gegeben werden, daß jene im Freien nächtigenden Menschen nicht elend zu Grunde gegangen, ertrunken sind? Freilich, wer daran gewöhnt ist von Jugend auf, allmächtig auf weichen Pfählen sich zur wohlverdienten Ruhe niederzuliegen und dies als etwas ganz Selbstverständliches, als durch die bestehende Weltordnung Begründetes betrachtet, der wird es allerdings kaum glaublich finden, daß man auch außerhalb eines Bettes und gar im Freien und noch dazu bei solcher Kälte die Nacht verschlafen, der Ruhe pflegen kann! Nun wohl, Niemand weiß, wie er einstmals enden wird, und ebensowenig, wie Jener es mit Bestimmtheit voraussetzen kann, daß er in den gleichen Verhältnissen, in denen er jetzt lebt, auch sein Leben beenden wird, ebensowenig ist vielleicht auch Jenen, die dieser Tage bei grimmiger Kälte nächtlicherweile „pennend“ gefunden worden sind, an der Wiege gesungen worden, daß sie einst in eine solche Lage gerathen werden. Oder erscheint es kaum glaublich, daß dieses Vorkommniß gerade aus Spandau berichtet wird? Nun, in und um Spandau ist es sicher nicht besser wie anderswo, auch dort hat Noth und Elend gerade so seinen Sitz aufgeschlagen, wie bei uns, warum also erst in die Ferne schweifen, da das — Schlechte so nahe ist? Vergleichende Fälle sind bei uns am Orte durchaus keine Seltenheit, wenn-

gleich auch das Nul für Obdachlose einen Prozentsatz der Obdachlosen in sich aufnimmt. Jene Ärmsten der Armen haben ja allerdings unter der jurchtbarsten Kälte am meisten zu leiden, wenigstens die strengste Kälte allgemein der erbitterteste Feind der Armuth ist. Wohl mögen Jene, die gezwungen sind, in dieser Jahreszeit im Freien zu kampiren und sich irgendwo einen Unterschlupf zu suchen, diejenigen beneiden, die so glücklich sind, für etliche Bettelstümpfe sich ein „Nachtlager“ in einer sogenannten „Brenne“ zu erobern; sind diese aber thatsächlich beneidenswerth? Und wie steht es mit denen, die wirklich noch eine „Wohnung“ haben, indessen auf Stroh und Lumpen liegen und keine Feuerung, um sich zu erwärmen? Sind sie viel besser daran, als jene Obdachlose? Und selbst diejenigen, die in sogenannten „geordneten Verhältnissen“, jedoch auch nur von der Hand in den Mund leben, die Thaler für Thaler in den Ofen stecken und doch nicht im Stande sind, eine warme Stube zu bekommen. — Dank den schönen Berliner Wohnungen — und dafür auf anderer Seite Noth und Entbehrung leiden müssen, sind sie nicht auch Opfer der Kälte? Doch an sie wird weniger gedacht, sie treten weniger in den Gesichtskreis der Oeffentlichkeit, dort finden nur die krassesten Erscheinungen Beachtung — in Gestalt von kurzen Zeitungsnotizen! Und doch leiden so viele, so unendlich viele unter der grimmigen Kälte! Und viele, unendlich viele werden es daher mit Freude begrüßen, daß die Temperatur wieder gesunken, daß ein wohlthätiger Schneefall sich eingestellt hat. Denn nun findet wieder der Eine oder der Andere Arbeit und Verdienst durch — Schneeschuppen! Wenngleich auch der Magistrat schwer feufst, daß er schon wieder den vollen Steuerfädel öffnen muß für Befestigung der Schneemassen, noch unzufriedener mit dem wohlthätigen Schneefalle sind auf alle Fälle die Herrn Hausbesitzer, welche für die Reinigung der Bürgersteige zu sorgen haben. Wenngleich sie auch — mit wenigen Ausnahmen — sich persönlich durchaus nicht mit dieser Arbeit befassen, dazu vielmehr ihre „Hausreinigung“ haben, welche gegen eine sehr bescheidene Entschädigung alle schweren Reinigungsarbeiten zu besorgen haben, so erheben sie doch jederzeit großes Geschrei ob dieser Verpflichtung und sind eifrig bestrebt, auch diese Last von sich abzuwälzen. Haben doch die armen Hausbesitzer schon genug zu seufzen unter der Last ihrer Schulden! Ist es doch allerdings ein schweres Stück Arbeit, ohne nennenswerthes Vermögen den „Eigenthümer“ zu spielen und von dem Ertrage des Hauses, d. h. von dem Ueberschusse, den die hohen Mieten abwerfen, ein behagliches Dasein zu fristen; wie kann man von also Geplagten auch noch verlangen, daß sie für Reinhaltung der Bürgersteige sorgen sollen? Diese Verpflichtung müßte eigentlich die Mieter übernehmen, denn die Zahlung der hohen Mieten und sämtlicher Nebenabgaben allein wiegt doch eigentlich nicht die hohe Vergütung auf, in Berliner Miethkasernen wohnen zu dürfen. Zum mindesten muß natürlich oder prompte Zahlung verlangt werden. Da aber die Zahlungsstodungen anfangen epidemisch zu werden, so werden immer mehr Leute unter „Retention“ ihrer event. Habseligkeiten auf die Straße gesetzt, vermehren die Schaar der Obdachlosen — und dann halten es die Zeitungen für kaum glaublich, daß selbst bei strengster Winterkälte Menschen im Freien nächtigend gefunden werden, die nur ungern den noch so unangenehmen Zustichtsart verlassen. — Kaum glaublich, in der That!

Von Herrn W. Krüdeberg, Superintendent a. D., Direktor der Berliner Stadtmission, geht uns folgendes Schreiben zu:

Die Redaktion ersuche ich ergebenst, auf Grund des § 11 des Pressegesetzes folgende Berichtigung in Ihrem Blatte zu bringen. In der Nummer vom 13. Dezember vorigen Jahres ist von einem Unfug berichtet, welchen junge Leute auf dem Zentral-Viehhof mit einem Stadtmissionar getrieben haben sollen. Von den unter Leitung des Herrn Hofprediger Stöcker stehenden Stadtmissionaren ist Keinem etwas Derartiges widerfahren. Wenn also überhaupt etwas Thatsächliches zu Grunde liegt, so kann es sich nur um einen Menschen handeln, welcher sich für einen Stadtmissionar ausgegeben hat oder fälschlich dafür angesehen worden ist.

In Bezug auf die in demselben Bericht geschilderten Radaverfammlungen in der Grünstraße bemerke ich, daß die Stadtmission weder in der Grünstraße, noch in der Neuen Grünstraße, noch am Grünen Weg Versammlungen abhält oder seit Jahren abgehalten hat. Krüdeberg, Sup. a. D., Direktor der Berliner Stadtmission.

Natürlich halten wir unsere Mittheilungen, die uns von zuverlässiger Seite zugehen, aufrecht.

Eine kräftige Tracht Prügel scheint mit zu den menschenfreundlichen Wohlthaten zu gehören, mit denen die christliche Verberge zur Heimath in der Oranienstraße 105 ihre Besucher von Zeit zu Zeit überschüttet. Wir haben in letzter Zeit wiederholt über derartige Prügeleien berichtet müssen. Dieselben nehmen aber einen immer größeren Umfang an und legen Zeugniß ab von einer Gemüthsverwilderung des Aufsichtspersonals, wie man diese selbst in staatlichen Zwangsanstalten nicht dulden würde. — Am 24. Dezember v. J. schien der Hausvater der christlichen Verberge wieder einmal schlechter Laune zu sein, oder wie er sich ausdrückte, „er war so recht auf seinem Pferde.“ Gegen Abend,

als in dem großen Predigtssaale der Anstalt die Vorbereitungen zur Weihnachtsfeier getroffen wurden, gerieth der Hausvater der Verberge aus geringem Anlaß mit einem auf der Wanderschaft begriffenen Handwerker, der in dem frommen Heim Unterkunft suchte, in Streit, in dessen unmittelbarer Folge der Galt von dem Hausvater und dessen Helfershelfern jämmerlich verbanen und auf die Straße geworfen wurde. Ein zufällig amorfender hiesiger Handwerker machte seinem Unwillen über die Nothheit in einigen Worten Luft; allein das bekam ihm schlecht. Mit den Worten: „Ja, ich bin heute gerade auf meinem Pferde“ ließ der fromme Rowdy mit dreien seiner Helfershelfer auf den Handwerker ein und ließ nicht eger nach, bis auch dieser gründlich zugerichtet auf der Straße lag. — Man fragt sich doch mit Recht, sollen denn die ständalösen Vorkommnisse in dieser vor Irrenmühseligkeit stromenden Anstalt wirklich nicht aufhören? Vor dem Gebäude ist beständig ein Schutzmann anwesend. Die geringste Widersehtigkeit eines der Gäste gegen die Anordnungen des Herbergsverwalters ermöglicht ein Einschreiten des Schutzmannes. Nur ein Mensch, der ein besonderes Wohlgefallen an Gewaltthätigkeiten hat, kann sich unter solchen Umständen fortgesetzt derartiger Mißhandlungen schuldig machen, wie sie in letzterer Zeit mehrfach berichtet sind. Findet denn die Verwaltung gar keinen Anlaß diese ständalösen Vorkommnisse, nöthigenfalls durch Einsetzung eines besser geeigneten Personals ein Ende zu machen? Es ist ja richtig, daß fromme Seelen zuweilen vom Satan geritten zu werden pflegen, aber am Weihnachtsheiligabend sollte das doch eigentlich nicht passiren, nicht wahr, Herr Superintendent Krüdeberg?

Dem Zimmerer Herrn Jäckel ist seitens des Königl. Landgerichts folgender Beschluß zugegangen:

Der Zimmermann Karl Ernst Heinrich Jäckel wird wegen wiederholter Unterschlagung Mangels ausreichender Beweise aus der Verfolgung gesetzt.

Die Kosten des Verfahrens werden der Staatskasse auferlegt.

Berlin, den 24. Dezember 1890.

Unterzeichnet: Königl. Landgericht I, Strafkammer 5.

Genosse Franz Berndt reiste erst am Sonntag Abend um 1/2 Uhr vom Stettiner Bahnhof ab, um seine Gefängnisstrafe am 5. Januar anzutreten. Berndt kam die Nacht nicht, wie irrtümlich gemeldet wurde, in Pöhlensee verbißen, sondern muß es in Waren in Mecklenburg thun, da seine Verurtheilung in Mecklenburg erfolgt ist. Viele Freunde und Genossen aus dem vierten Wahlkreise drückten dem Scheidenden beim Abschied die Hand.

Ein bemerkenswerther Fall von Lehrlings-Ausbeutung wird uns zur Warnung für Eltern und Vormünder mitgetheilt, die ihre Söhne etwa bei einem Lederarbeiter in die Lehre geben wollen.

Ein Lederwaren-Fabrikant in der Endowerstraße annonciert öfter in der „Volk-Zeitung“ oder „Lokal-Anzeiger“ ein Gesuch um Lehrlinge in seiner Branche. Auf diesem Wege gelangte der Lehrling W., dessen Eltern hier leben, in die Werkstatt des bezeichneten Herrn und zwar im September 1888. Nachdem der Knabe 2 1/2 Jahr dort beschäftigt worden war und ihm noch kein einziges Stück Arbeit fertig zu stellen angewiesen war, drängte er darauf, daß man ihn endlich in der Herstellung von Lederwaren unterweisen möchte. Diese Bitte sprach er auch noch vor den Feiertagen aus, als in der Werkstatt tüchtig gearbeitet wurde. Der Meister verdrößte den Lehrling darauf, daß er nach den Feiertagen die nöthigen Unterweisungen erhalten sollte. Aber am Weihnacht-Heiligabend wurde der Lehrling ohne Angabe des Grundes entlassen, wobei er auch seinen Lohn, natürlich nur für die Wochentage, erhielt. — Wir würden eine so unglücklich schmutzige Gesinnung selbst einem modernen Unternehmer nicht zutrauen, wenn uns nicht über diesen fauleren Herrn zugleich noch folgende Mittheilungen gemacht wurden: Vom Januar 1889 bis Dezember 1890 hat der brave Meister nicht weniger als sieben Lehrlinge angenommen, von denen gegenwärtig nur noch einer in der Werkstatt beschäftigt ist. Die übrigen sind etwa 14 Tage, höchstens 1/2 Jahr in der Lederwaren-Fabrik beschäftigt gewesen — der am Weihnacht-Heiligabend entlassene Lehrling hatte noch am längsten, nämlich 2 1/2 Jahr, ausgehalten; der jetzt noch in der Werkstatt verbliebene Lehrling ist gegenwärtig 1 1/2 Jahr dort. Diese Thatsachen zusammen geben ein recht interessantes Bild von der erzieherischen Wirkung, die so ein moderner Unternehmer auf die ihm anvertrauten jungen Leute ausübt und einem solchen ehrenwerthen Charakter ist denn auch wohl eine Auserkennung zuzutrauen, die er in letzterer Zeit gethan haben soll: „Man müsse sich mit den Lehrlingen gar nicht so viel Mühe geben; wer sich von ihnen nicht selbst etwas annimmt, der kennt doch nichts!“ — Nun könnte ja dem klugen Herrn, der es so vortheilhaft zu verstehen scheint, mit Lehrlingen zu verfahren, einmal der Standpunkt gründlich klar gemacht werden. Er hat nach der Gewerbe-Ordnung die Verpflichtung, den Lehrling nach bestem Wissen in seinem Fach zu unterrichten und es könnte ja vielleicht doch möglich sein, daß ein gerichtlicher Sachverständiger dem ehrenwerthen Herrn bekräftigt, daß dieser seine Lehrlingspflicht gründlich verlehrt hat. Allein, wer kann und mag sich auf solche Prozesse heutzutage einlassen! Alles

Da bot sich ihnen ein merkwürdiges Schauspiel.

Ueber das Blachfeld her zog ein weißer Zelter und auf ihm in grünem Jagd-Gewand eine weibliche Gestalt, die wallende weiße Feder auf dem Hut. Wie mochte sie durch das mörderische Getümmel und durch die rasende Verfolgung gekommen sein? Hatten die mit der schrecklichen Menschenjagd beschäftigten Reifigen sie nicht bemerkt, hatten sie die vornehme Erscheinung für eine Begleiterin ihrer Herren gehalten, die sich die Menschenhege mit ansah, oder hatte die Reiterin mit geschicktem Umweg das Hauptgetümmel zu vermeiden gesucht — sie kam in die Nähe der Schwarzen und jetzt erst jagten einige Reifige, aufmerksam geworden, hinter der Verwogenen her.

Hierher, Fräulein! rief die gewaltige Stimme Lienhart's, dessen scharfes Auge in der Reiterin Agnes von Babel erkannt hatte, „hierher, wir sind Freunde!“

Die Stimme des riesigen Bauernhauptmanns drang durch den Lärm der Schlacht; Agnes trieb ihr Roth an und in Pfeilschnellen Sähen kam es heran. Es war die höchste Zeit, denn dicht vor der Dornhecke brach das erschöppte Thier, das aus einer tiefen Wunde blutete, zusammen. Agnes erhob sich leicht und schlüpfte durch eine Lücke der Dornhecke.

Herrn Florian's Blick ruhte erst auf dem Mädchen, verwundert sahen die rauhen Männer auf sie. Sie schlug die Augen nieder, als fürchtete sie von ihm wieder harte Worte zu bekommen. Er aber sprach mild und traurig zu ihr:

„Wir können Euch, edles Fräulein, leider keine sichere Zuflucht bieten, wie Ihr sehet.“

Sie schen die Größe der Gefahr, in der sie sich befand, gänzlich zu übersehen. Ihr Auge leuchtete freudig auf und ein liches Roth lief über ihre Wangen, als sie den Ton seiner Stimme vernahm.

„Ich hab' eine Botenschaft, die ich Euch um jeden Preis bringen mußte,“ sprach sie.

„Lasset hören!“ sprach der Ritter. „Die Botenschaft muß wichtig sein, daß Ihr so viel drum wagt!“

Sie wollte sprechen; aber in diesem Augenblick erhob sich ein betäubender Lärm; Schlachtruf erscholl haben und

drüben. Der Palzgraf Ludwig, der Verbündete des Truchsesses und Bischof Konrads Freund führte mit Frauen von Hütten zwölfhundert Ritter und Reifige gegen das Dorf heran.

Solche Uebergewalt vermochten die Bauern hinter der schwachen Dornhecke nicht zu bestehen; drum warfen sich zweihundert Mann von Herrn Florian's Schaar in die Kirche des Dorfes, die einen besetzten Kirchturm hatte; die anderen vierhundert führte Herr Florian rasch nach dem Schloßlein von Jugolskiatt, hinter dem Dorfe. Agnes folgte inmitten der Schwarzen.

Dies Schloß war im Jahre 1469 von den Rothenburgern gedrohen worden; die beiden Rothenburger Feldhauptleute Heinz Trüb und Hans Kreglinger hatten es überfallen, als der berühmte Raubritter Wilhelm von Elm mit seinen Spießgesellen darinnen lag. Die Rothenburger beschoffen und bestürmten das Schloß so heftig, daß die Besatzung sich auf Gnade und Ungnade ergab; Wilhelm von Elm, der über acht Fuß hoch war, ward mit den Anderen, unter denen sich auch ein Hütten befand, vor dem Galgenthor enthaupet; zu seinem Andenken ward in dem Galgenthor eine eiserne Klammer eingefügt. Das Schloß ward ausgebrannt, zum guten Theil später wieder aufgebaut und als die Bauern in Franken sich erhoben, wiederum zerstört; als Herr Florian mit seinen Tapferen sich hinein warf, stand noch der Hauptthurm, hoch und stark; auch war die große Ringmauer, der Thurm, wohl erhalten und ziemlich fest, gedeckt durch einen tiefen sumpfigen Graben. Das Thor war zerstört und Herr Florian befahl, den Eingang zu verrammen. Die Schwarzen verbanen schnell und mit großer Anstrengung alle Zugänge; sie waren muthig und kampftüchtig; von Gnade und Frieden wollten sie nichts wissen, viele wären am liebsten wieder hinaus, dem übermächtigen Feind entgegen.

Tranben berietben die Feldhauptleute, wie sie an die Bauern kommen möchten.

Herr Florian nahm den Augenblick wahr, da der Kampf stillstand; er trat zu Agnes, die bei Seite stand. Er hieß Lienhart, ihn sofort zu rufen, sobald sich der Feind draußen bewegte; dann trat er mit Agnes durch die innere

Ringmauer in den mit Mauertürmen erfüllten Schloßhof, wo sie allein waren. Er sah die Jungfrau an und seufzte.

„Zu böser Stunde seid Ihr gekommen“, sagte er tröstlos; „es muß ein Wunder geschehen, wenn ich dies Schloßlein lebendig soll verlassen. Aber nur todt sollen mich die Feinde greifen.“

„Ich kämpfe und sterbe mit Euch“, sagte Agnes entschlossen und mit funkelnden Augen.

Er schaute sie mild und zärtlich an, daß sein Blick tief in ihre Seele drang.

„Was solltet Ihr Euch mit mir opfern?“ sprach er.

„Ich bin ein verlorener Mann und muß untergehen mit der Sache, für die ich mein Schwert gezogen; das Trauerspiel geht zu Ende. Die Herren bleiben Herren und die Bauern bleiben Sklaven; die freien bleiben frei im Tod.“

„Ihr werdet Euch durchschlagen“, rief Agnes.

„Und wenn,“ antwortete der schwarze Ritter, „so fall ich früher oder später. Mir ist, als wolle mich der Boden der Heimath nicht mehr tragen. Aber Ihr müßt leben, Ihr könnt einen Mann glücklich machen und Eurer harret vielleicht noch ein sonnig Dasein!“

Sie sah ihn düster an und verfiel sich.

„Ich kam, Euch eine Botenschaft zu bringen,“ sprach sie dumpf. Er schlug sich vor die Stirn.

„Ach,“ sprach er, „vergeffen hab ich, daß Ihr meine wegen Euch in die Gefahr gestürzt. Ihr, eine Jungfrau aus einem der Geschlechter zu Rothenburg. Ihr beschämt Männer durch Euren Muth.“

„Ich bin von dem Schloß Grumbach geflohen. Dort kam der Doktor Steinmey aus Heidingfeld.“

„Ach, die Schlange,“ zürnte Herr Florian.

Er zechte mit Grumbach und der Frankwein löste ihm die Jünge. Da berietben sie denn, wie sie sich wohlthun machen wollten bei den siegreichen Fürsten und Herren, und sie sprachen davon, Euch auszuliefern, todt oder lebendig, damit sie selbst ungehorsam davon kämen.“

„Die Glenden,“ rief Herr Florian. „Aber von Grumbach kann ich's kaum glauben. Er war mit Leib und Seele dabei.“

„So lang' er glaubt, von den Gütern des Hochstifts

hebt und jagt nach Arbeit und wenn so ein armer junger Mensch an der brutalen Gewinnucht des einen Lehrlingsjüchters Schiffbruch gelitten hat, so sucht er gewöhnlich bald den zweiten. Solche Ehrenmänner fragen natürlich den Teufel nach dem Schicksal der von ihnen Ausgebildeten. Das zeigt so recht deutlich wieder dieser Fall. Eltern mögen deshalb vorsichtig sein, wenn sie ihre Söhne in die Lehre geben. Zwar hilft so leicht kein Lehrvertrag über die geschicktesten Fähigkeiten hinweg; wichtiger ist es, sich nach dem geschäftlichen Auf solcher Lehrherren zu erkundigen, ehe man ihnen Lehrlinge anvertraut. Aber sehr richtig spekulieren diese Herren vielfach auf die Wirkung des geringen Kostgeldes, das sie dem Lehrling zahlen und selber überwiegend diese Stipulation alle anderen Bedenken gegen das Lehrverhältnis. Der vorstehend geschilderte Fall beweist das wieder recht deutlich.

Recht grobhartige Neujahrsbesuche ließ die Direktion der auf der Holzmarkt- und der Bismarckstraße gelegenen „Englischen Gasanstalten“ einigen ihrer Arbeiter zukommen. Die reiche Gesellschaft, deren Aktionäre bekanntlich recht nette Dividenden und Procente erhalten, hat es fertig gebracht, fünfzehn, seit vielen Jahren an den Anstalten beschäftigten Arbeitern eine Erntegütigung von je 1 Mt. 50 Pf. zu gewähren. Diesen „Ehrensold“ für treu geleistete Dienste erhielten die bei den Beamten der Werke besonders beliebten Leute, während Männer, die 10, 15 und sogar länger als 20 Jahre ihre Schuldigkeit getan hatten, leer ausgingen. Die 200 zurückgekehrten Arbeiter ärgerten sich weniger über das Nichterhalten des fargen Neujahrsgebeldes, sondern nur über das Verhalten des Herrn Beamten bei der Auszahlung desselben. Zu den Direktionsmitgliedern dieser freigebigen Gasanstalts-Gesellschaft zählt auch der freisinnige Stadtverordnete Richter, der gegen den Genossen Börner in der Stichwahl gewählt wurde.

Nach dem Bundesratsbeschlusse vom 27. November 1890 ist eine Entwerfung der in den Luitungskarten eingezeichneten Beitragsmarken für die Invaliditäts- und Altersversicherung nicht notwendig, wohl aber kann der Arbeitgeber, wie der Versicherung die Entwertung dadurch herbeiführen, daß er die einzelne Marke, ohne sie unkenntlich zu machen, handschriftlich oder mittels eines Stempels mit einem die Marke in der Hälfte ihrer Höhe schneidenden schwarzen wogerechten Schmalen Strich durchstreicht. Jede andere Art der Entwertung, z. B. Befügung eines Namens oder Datums ist unzulässig und strafbar. In den verschiedenen Kreisen herrscht ferner vielfach Unklarheit darüber, in wie weit die Wäscherinnen, Näherinnen u. d. Versicherungspflicht nach dem Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetze unterliegen. Der Bundesrat hat nun im Anschluß an die Vorschriften über die Versicherungspflicht vorübergehend beschäftigten Personen eine Auffassung dahin kundgegeben, daß solche Personen, welche als Wäscherinnen oder Plätterinnen (Bügelrinnen), Schneiderinnen oder Näherinnen Wäsche oder Kleidungsstücke bearbeiten oder herstellen, sofern sie diese Arbeiten in den Wohnungen ihrer Kunden verrichten und nicht regelmäßig selbst wenigstens einen Lohnarbeiter beschäftigen, als versicherungspflichtig zu behandeln sind. Hierbei sei bemerkt, daß niedere häusliche Dienste, welche von Aufwärtern, Aufwärterinnen und ähnlichen Personen, z. B. Reinmachefrauen, Kleiderreinigern, verrichtet werden, nach dem Bundesratsbeschlusse vom 27. November 1890 nur dann die Versicherungspflicht nicht begründen, wenn sie in kurzer Dauer an wechselnden Arbeitsstellen vorgerannt werden; eine Aufwärterin oder Reinmachefrau z. B., welche einen ganzen Tag über in einem Haushalt thätig ist, wird dadurch versicherungspflichtig. Derjenige, welcher solche Personen als erster in der mit dem Montage beginnenden Woche beschäftigt, hat die Beitragsmarke für die ganze Woche einzuliefern. Hat also z. B. eine Wäscherin am Montag und Dienstag nichts zu thun gehabt, so trifft denjenigen, der sie am Mittwoch beschäftigt, die Beitragspflicht.

Ein im Schnee stehender geliebter Ringbahnzug illustriert die Heftigkeit des Schneefalls, durch welchen Berlin und seine nächste Umgebung in den letzten zwei Tagen heimgesucht wurde. Dieses seltene Opfer des Schnees und des Frostes war der Zug, welcher zwischen Wedding und Stralau-Nimmelsburg verkehrt. Derselbe löst bei seiner Ankunft auf Stralau-Nimmelsburg auf ein todes Geleise und bleibt dort etwa 20 Minuten stehen, bis er die Rücktour wieder antritt. Auch der um 10 Uhr 23 Minuten Vorm. aus Nimmelsburg abgehende Zug hatte in dieser Weise sein Reiseziel abgewartet, als aber der Stationsvorsteher das Zeichen zur Einfahrt gab, rührte sich der Zug nicht vom Fleck, trotzdem die Maschine aus Leibeskräften puffedte und arbeitete. Es stellte sich heraus, daß der Zug während der Zeit seines Haltens unter den Einwirkungen eines sehr heftigen Schneefalls vollständig fest gefroren war. Vom Bahnhofsgebäude aus wurde ihm eine Kolonne von Arbeitern mit Hacken und Schaufeln entgegengeführt, um den Zug wieder flott zu machen. Die Passagiere mußten nach etwa halbstündigem vergeblichen Warten einen Nordring-Zug zur Fahrt nach Berlin benutzen.

Von einem Mordversuch — eigentlich trifft dieser Ausdruck nicht ganz auf das „vornehme“ Kaufbolldentum zu — meldet uns das „Deutsche Tageblatt“: „Allerdings wird in diesem

Etwas zu ergattern“, sagte Agnes. „Ich hab' sie Beide belauscht. Der Doktor wollte mich zum Weibe nehmen; da bin ich entflohen.“

„Ja die Welt ist voll von Verräthern, Spionieren, Feiglingen und Räubern“, sagte schmerzlich Herr Florian. „Wir haben sie säubern wollen, aber wir waren nicht so stark wie Hercules, der sein Volk von den Ungehenern frei machte. Drum sterben wir, so ist unser Loos.“

Dann sah er auf Agnes. „Aber Ihr seid ohne Falsch und ohne Fehl, schön wie der Morgen und treu wie Gold. Vergebt mir in dieser ersten Stunde, wenn ich Euch wehe gethan.“

„Ich zürnte Euch nie“, sagte sie leise und hob die Augen zu ihm.

Die Blicke Beider schmolzen ineinander und wie von einer höheren unübersehbaren Macht gelenkt, sanken sich die Beiden in die Arme, die Lippen begegneten sich in einem langen und heißen Kusse.

„Ich habe Dich immer geliebt“, sagte Florian.

„Und ich Dich auch, Du Böser!“ sagte Agnes mit strahlenden Blicken.

„Ach, ich war nur hart, um meine Leidenschaft zu bewältigen, ich wäre sonst meines Herzens nicht Herr geworden. All meine Reue ist nur mein Schrein.“

„Ich ahn' es wohl“, meinte sie.

Wieder umschlangen sie sich; der schwarze Ritter aber sprach:

„Du weißt, daß ich durch mein Wort gebunden war, und ein Geper darf sein Wort niemals brechen.“

„Ich weiß“, hauchte sie.

„Aber Angesichts des Todes lösen sich alle Bande; nun bin ich wahrhaftig frei“, sprach er. „Ich muß sterben, aber ich liebe Dich.“

„Ich sterbe mit Dir!“ rief sie, indem sich zärtlich an seinen Hals hing.

„Agnes!“

„Florian!“

Sie hatten sich endlich gefunden; mitten im Sturm der Schlacht und Angesichts des finsternen Todes ging ihnen glühendroh die edelste Liebe auf. Aber nur einen Augenblick; solcher Liebe gönnen die neidischen Götter keine Zeit zum Küssen und Rosen.

(Fortsetzung folgt.)

Blatte das Vorkommnis anders benannt, da heißt es Zweikampf und auch mit einem Fremdwort Duell; es handelt sich nämlich um die noblen Passionen der oberen Zehntausend. Ein Student der Medizin und ein Jährling sind in einen Wortwechsel gerathen, und da erfordert es eben die Kanalliers-„ehre“ des vermeintlichen Beleidigten, daß er den ihm gewordenen Schimpf, meistens ist es etwas geradezu lächerlich Geringsfügiges, durch einen harmlosen Scherz hervorgerufen, mit der Nothwehr in der Hand sühne. Die bürgerlichen Gerichte anzurufen, das ist gar zu plebejisch, die Sozialdemokraten, die bösen, sind es ja, welche die Ordnung misachten und das Leben ihrer Mitmenschen gefährden. Will nun der „Geforderte“ in den Augen seiner Freunde nicht als Feigling erscheinen, so muß er damit einverstanden sein, er muß sein Einverständnis für das Menschenmorden geben. Das ist die „feinere“ Form, welche die „Gebildeten“, die „vornehmen“ Stände vor den rohen ungebildeten Arbeitern auszeichnet. Vexlerer giebt einem Laffen, welcher ihn beleidigt oder ihm sonst zu nahe tritt, einfach eine Ohrfeige, und damit pflegt die Sache aus der Welt geschafft zu sein. Anders aber unsere gebildeten Bourgeois- und Aristokratienjünglinge. Leider wurden die beiden edlen Sprößlinge in ihrer Revolverheldenthat gekört, ein Gendarm vereitelte ihnen, nachdem ein „einmaliger Angelwechsell“ stattgefunden hatte, das „harmlose“ Vergnügen. Aus der Noth ist weiter zu ersehen, daß der Student ein ganz gefährlicher Kaufbold ist, welcher erst kürzlich wegen einer ähnlichen Verleitung zum Norden eine harte Strafe erhalten hatte — 4 Monate Festungshaft. Es verlautet nun, daß gegen ihn und seinen Komplizen eine strenge Untersuchung eingeleitet worden ist. Höchst wahrscheinlich wird sie auch eine hohe Strafe treffen, vielleicht ein Jahr Festungshaft, von welcher Strafe sehr oft ein Theil im „Gnadenwege“ erlassen wird. Die proletarischen „Messerhelden“ erhalten eine etwas andere Strafe. Die Entzweiung der Bourgeoisie ist bei einem derartigen Vorkommnis eine ungebühr. Und doch geschieht das hier von Leuten, die auf einen sehr niedrigen Bildungsgrad stehen und deren wirtschaftliche Lage zu ihrer Verrohung wesentlich beigetragen hat. Weisens sind dieselben auch im trunkenen Zustand. Aber das ist eine strafwürdige, entehrende That, sie muß mit langer Gefängnis- oder Zuchthausstrafe belegt werden. Dort aber sehen wir, wie Leute unter dem Beifall der gesamten Bourgeoisie und Aristokratie sich kaltblütig rüsten, sich gegenseitig zu ermorden oder zu verwunden. So lange man dagegen nichts weiter thut, als mit heuchlerischem Augenverdrehen gegen die Sünden der Weltkinder zu predigen und hinterher diese Mordgesellen mit Glacehandschuhen anfängt und so das Fortbestehen des Mißstandes fördert, wird kein Einhalt geboten werden können.

Ein äußerst frecher Angriff, dem wahrscheinlich eine räuberische Absicht zu Grunde gelegen, ist am Sonntag in Moabit bezogen worden. Im Hause Dreifelderstraße 9 hat die Witwe P. eine Wohnung inne. Der Kaufmann K. wohnt bei ihr als Chambregarnist. Der Letztere war an dem genannten Tage gegen 12 Uhr Mittags fortgegangen. Etwa eine halbe Stunde später klingelte es. Frau P. öffnete und fand draußen einen Herrn stehen, der angab, im Auftrage des Kaufmanns K. dessen Winter-Überzieher holen zu sollen. Da der Fremde den Namen seines angeblichen Auftraggebers nicht richtig aussprach und da die Frau P. ihren Miether mit einem Peß beleidigt hatte fortgehen sehen, so schöpfte sie Verdacht und verweigerte rüdweg die Herausgabe des Rockes. Sie versuchte, die Korridorthür zu schließen, wurde aber daran verhindert, weil der Unbekannte seinen Fuß auf die Schwelle setzte. Der Letztere bestand mit großer Dreistigkeit darauf, daß ihm der Rock ausgehändigt werde und als Frau P. drohte, um Hilfe zu rufen, wenn der Fremde sich nicht entferne, rief der Letztere die Thür plötzlich mit großer Gewalt ganz auf, verfolgte die sich zurückziehende Frau in ihre Stube und hieb mit der Faust auf sie ein. Dann ergriß er sie, zog sie auf den Korridor hinaus und schleuderte sie mit großer Gewalt die aus neun Stufen bestehende Treppe hinunter. Hier wurde die Mißhandelte in ohnmächtigen Zustande von den Nachbarn gefunden. Der Angreifer hatte sich aus dem Stube gemacht, ohne irgend einen Gegenstand aus der P. 'schen Wohnung mitzunehmen. Frau P. schildert ihn als einen etwa 24jährigen Menschen von großer und schlauer Figur und auffallend hübschen Gesichtszügen. Er trug einen langen blonden Schnurrbart und das ebenfalls blonde Haupthaar in der Mitte geschteilt. Beleidet war er mit einem dunkelgestreiften grauen Anzug, grauem Sommerüberzieher und kleinem heißen Hut. Im Gesicht hatte der Angreifer eine Diabard und machte derselbe in seinem ganzen Keuschen den Eindruck eines etwas verkommenen Studenten. Frau P. glaubt auch, daß sie ihm während des Ringens bedeutende Kratzen an den Händen beigebracht haben muß, die noch nicht geheilt sein können.

Die Lokal-Kommission von Tempelhof ersucht um

Ausnahme des Folgenden:

Säle geben zu Arbeiter-Versammlungen nicht her:

Restaurateur Nieke, Berlinerstraße.

„ Kreideweiß, „

„ Teichert, „

„ Tillmann, „

„ Trinklau, Birkenwäldchen.

„ Denuersdorf, Berlinerstraße.

„ Bodlich, „

„ Sump, Kaiserin Augustastr., am Bagareth.

In den drei letzten Lokalen liegt kein Arbeiterblatt aus.

Arbeiterblätter liegen aus, und sind zu berücksichtigen:

Restaurateur Dube, Dorstr. 21.

„ Gerth, 10.

„ Wessenberg, Schönebergerweg 1.

„ Meißner, Schönebergerweg, Wan-Restau.

„ Wiegandt, Ringbahnstr. 2

„ Müller, Berlinerstraße } Kellerlokale.

Wir haben in Betreff der Säle zur Abhaltung von Versammlungen einen sehr schweren Stand. Man sollte meinen, daß es bei Berliner Genossen ein überwindener Standpunkt wäre, Lokale zu besuchen, die „geperrt“ sind. Leider bewarheit es sich nicht immer. So sind beispielsweise die hiesigen Saalhäuser in der Lage, darauf zu pochen, daß der Zutritt der Berliner den Ausfall an einheimischen Besuchern mehr als genügend ersehe. Die Herren behaupten aber eben nichts Unwahres; und merkwürdig, daß es zum großen Theil eifrige Genossen sind, deren Partei-Interesse in keinem Falle etwas zu wünschen übrig läßt. Es ist das entschieden nur eine kleine Unachtsamkeit, die einmal berührt, sofort jeden Genossen das Nichtigste treffen läßt.

In Betreff des Nieke'schen Lokals hat die Redaktion in ihrem unter „Lokales“ gebrachten Artikel recht. Dieses Lokal ist von uns gesperrt; wandern nun man sich nur, daß, obgleich von militärischer Seite gesperrt, dennoch Soldaten da verkehren und zwar zum großen Theile vom Train-Bataillon. Wie kommt dies? Etwas Näheres darüber zu erfahren, wäre vielleicht von Interesse.

Polizeibericht. Am 5. d. Mts. Morgens fiel eine Frau beim Verlassen des Hauses Bollinerstr. 68 insolge der Glätte zur Erde und erlitt einen Rippenbruch. — Vormittags stürzte ein Soldat vor dem Hause Dorotheenstr. 47 mit dem Pferde und brach den Fuß. Er wurde nach dem Garnisonlazareth in der Scharnhorststraße gebracht. — Zu derselben Zeit wurde ein Mann vor dem Hause Blücherstraße 2 vom Schläge getroffen und verlor bald darauf. — Nachmittags wurde vor dem Hause Velleallianenstr. 21 ein 6-jähriger Knabe durch einen Handschlitten umgestoßen und brach den linken Oberschenkel, so daß er nach dem Krankenhaus am Urban gebracht werden mußte. — Abends fiel am der Ecke der Friedrichstraße und der Straße Unter den Linden eine Frau insolge der Glätte zur Erde und erlitt einen Bruch des rechten Vorderarms, so daß ihre Ueberführung nach der

Charitè erforderlich wurde. — Zu derselben Zeit fiel ein Mann vor dem Hause Posenenstr. 7 nieder und verrenkte sich das rechte Kniegelenk. Er wurde nach dem Krankenhaus am Friedrichshain gebracht. — Im Laufe des Tages fanden 5 kleinere Brände statt.

Gerichts-Beitrag.

Eine Gasexplosion und deren Entfaltung führte am Dienstag den Klempnergehilfen Robert Katsche unter der Auflage der fahrlässigen Körperverletzung unter Außerachtlassung der berufsrechtlichen Aufsicht vor die erste Strafkammer am Landgericht II. Der Angeklagte hatte am 27. September v. J. den Auftrag auszuführen, in den Geschäftszimmer und Wohnräumen des Fräulein Vogt, im Hause des Fabrikanten de la Croix in Schöneberg gelegen, einige Gasflammen an anderer Stelle anzubringen. Er nahm die Vorka in der Wohnstube von der Decke und brachte ein Zweigrohr in der Richtung nach dem Fenster zu an. Als er mit Eintritt der Dunkelheit die Arbeitstätte verließ, verstopfte er die Rohröffnung in der Mitte der Decke mit einem Korken, unterließ es aber, die Öffnung des neuen Zweigrohrs zu verschließen. Dabei erklärte er noch ausdrücklich dem Fräulein Vogt, daß sie die übrigen Gasflammen ruhig anzünden könne. Die Inhaberin der Räume drehte den Hauptbahn auf und zündete eine Flamme an. Da diese aber merkwürdig trübe brannte, zündete sie die Petroleumlampe an. Später bemerkte der Hauswirth im ganzen Hause einen intensiven Gasgeruch. Er hatte Kenntniß von den Arbeiten des Gasrohrlegers und wußte, daß es dabei immer etwas nach Gas riecht, aber dieser Geruch erschien ihm doch auffällig. Er begab sich daher in die Wohnung des Fräulein Vogt, nahm deren Petroleumlampe und begab sich mit dieser und dem Fräulein nach der Wohnstube, um die neue Rohrleitung zu untersuchen. Kaum hatten beide das Zimmer betreten, so stieg von der Lampe eine mächtige Feuersäule nach der Decke. Der Luftdruck schlug dem Herrn de la Croix die Lampe aus der Hand, deren Petroleum nun auch noch in Brand gerieth. Beide Personen wurden ziemlich erheblich beschädigt. Die Kopfhare wurden ihnen abgerissen und Gesicht und Hände verbrannt. Nur mit Mühe gelang es Herrn de la Croix noch, den Hauptbahn zu schließen. Fräulein Vogt hat drei Wochen zu ihrer Heilung gebraucht, die rechte Hand des Hauswirths ist noch heute nicht ganz geheilt. Der Angeklagte, der nichts zu seiner Entschädigung vorbringen konnte, wurde mit Rücksicht auf die grobe Fahrlässigkeit zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt.

Eine eigenartige Auflage wegen Beihilfe zum Diebstahl beschäftigte gestern die dritte Abteilung des Schöffengerichts. In der Wallstraße betreibt die Firma Cohn u. Eichler ein umfangreiches Fabrikationsgeschäft mit Dampf. Im Jahre 1884 traf der Wand an Wand mit der genannten Firma wohnende Destillateur Fintel mit der letzteren die Vereinbarung, daß er gegen eine Entschädigung von 4 Mark täglich den zu seinem Destillationsbetriebe nöthigen Dampf von den Nachbarn beziehen dürfe. Der Anschlag war sehr leicht zu bewerkstelligen. Da nicht an jedem Tage in der Fintel'schen Destillation Dampf gebraucht wurde, so sollte eine jedesmalige Anzeige vorher in dem Komptoir der Firma Cohn u. Eichler gemacht werden, worauf dann der Heizer Ernst den Auftrag erhielt, durch Öffnen des betreffenden Ventils dem Nachbar den Dampf zukommen zu lassen. Im Jahre 1886 kam es zwischen den Parteien zu Differenzen. Es hatte sich im Laufe der Zeit eine etwas laxe Geschäftsführung gebildet, die Bestellungen auf Dampf erfolgten nicht immer im Komptoir der Firma Cohn u. Eichler, sondern häufig gab Fintel dem Heizer nur durch Klopfen gegen das Verbindungsrohr das Zeichen zum Öffnen des Ventils. Es entstanden dadurch Unterschiede bei der gegenseitigen Berechnung und Cohn gab seinem Heizer Ernst die strenge Weisung, nur in solchen Fällen Dampf an Fintel abzugeben, wenn er aus dem Komptoir den Auftrag dazu erhalte. Im vorigen Jahre wurde bei der Staatsanwaltschaft die Anzeige gemacht, daß Fintel und Ernst seit langer Zeit eine Verbindung eingegangen wären, um die Firma Cohn u. Eichler zu schädigen. Die Ermittlungen ergaben die Richtigkeit dieser Beschuldigung. Gegen Fintel wurde Anzeige wegen Diebstahls in mindestens 150 Fällen, gegen Ernst Anzeige wegen Begünstigung erhoben. Der Erstere hat es vorgezogen, freiwillig aus dem Leben zu scheiden und konnte gestern somit nur gegen Ernst verhandelt werden. Trotz seines hartnäckigen Leugnens wurde er durch die Beweisaufnahme vollständig überführt. Fintel hatte ihm nach wie vor das erwähnte Zeichen gegeben, wenn er Dampf haben wollte, und Ernst hatte ihm denselben mit Umgehung seiner Obessung zugeführt. Dies unreelle Treiben soll mindestens ein Jahr lang durchgeführt worden sein. Als Ausgleich für seine „Gesälligkeit“ hat der Angeklagte von der Fintel'schen Destillation täglich eine bis zwei Flaschen Schnaps bezogen. Der Gerichtshof verurtheilte ihn nach dem Urtrage des Staatsanwalts zu einer Gesamtstrafe von drei Wochen Gefängniß.

Umfangreiche Betrügereien bei dem Abschluß von Feuer- und Lebensversicherungen, schwere Urkundenfälschung in vier Fällen und eine Reihe von Unterschlagungen führten gestern den schon vielfach vorbestraften, 58 Jahre alten Hauptangestellten Julius Dinsen er vor die vierte Strafkammer des Landgerichts I. Der Angeklagte hat besonders in der Gegend von Sorau und Sagan gearbeitet und die Unkenntniß der dortigen Landbewohner, die er zum Beitritt zu einer der von ihm vertretenen Versicherungsgesellschaften zu bewegen wußte, aufs Schamloseste gemißbraucht. Das Urtheil lautet auf 2 Jahre Gefängniß und dreijährigen Ehrverlust.

Versammlungen.

Leseklub „Mischel“ beim Mittwoch Abends 8½ Uhr, Restaurant Schöneberg, Schillerstr. 7. Gäste willkommen.

Große öffentliche Volksversammlung am Mittwoch, den 7. Januar, Abends 8½ Uhr, bei Josef (fr. Keller), Kurfürststr. 21.

Achtung Schmeißer! Große Versammlung für Frauen und Männer der Vereinigung der Schmeißer Deutschlands (Eigenschaft Berlin) am Mittwoch den 7. Januar, Abends 8½ Uhr, in „Schneißer Saloon“, Jellistr. 10.

Schweiser der Arbeiter. Große Abend bei Herrenten, alle Jährling, 75 (Zaunel) Verbandsstunde, Mittwoch, den 7. Januar, Abends 8½ Uhr, in „Schneißer Saloon“, Jellistr. 10; Kaffeehaus-Versammlung.

Zentral-Arbeiter-Versammlung und **Herde-Halle der Schmiede** (Gegenschieben) Dorotheenstr. 20 in Verbindung (Gerichte Verwallung Berlin), Mittwochabend 8½ Uhr, am Montag, den 4. Januar, Abends 8½ Uhr, bei Gollmann, Kollwitzstr. 4. Tagesordnung: 1. Abrechnung vom 4. Quartal 1890. 2. Wahl von Krausbeisetzern, 3. Mittheilung und Rathschlagsgegenstände.

Journalist. Beirat für Odenbühnenreform. Donnerstag, den 4. Januar, Abends 8½ Uhr, öffentliche Versammlung in Veau's Restaurant (Geddes Biergarten), Kommandantenstr. 62.

Achtung! Delegierten der Berliner Streik-Kontroll-Kommission! Central-Versammlung am Freitag, den 4. Januar, Abends 8½ Uhr, in Teigmüller's Saloon, alle Jährling, 100. Tagesordnung: 1. Abrechnung der Delegierten. 2. Die fernere Bestimmung der Streik-Kontroll-Kommission. 3. Diskussion. 4. Wahl des Ausschusses. 5. Verabschiedung. Am zahlreichsten Besuchen wird ersucht. Punkt 8 Uhr Verlesung der Protokolle. Der Einbruch.

Stenographie-Kursericht. Der freudigste Stenographen-Berein (Holländer) eröffnet neue öffentliche Unterrichtskurse in der stenographischen Stenographie am nächsten Freitag, Abends 8½ Uhr, am nächsten Sonntag Mittag 12 Uhr (namentlich für Frauen und Schüler) im Saale des Herrn Veau, Kommandantenstr. 62, am nächsten Montag, Abends 8½ Uhr, im Wobler's Kaffeehaus, Jellistr. 10, und am nächsten Dienstag, Abends 8½ Uhr, im Restaurant Juchmann, Jellistr. 10-11 (am Wobler's). Besichtigung findet eine Stunde zu der besagten Zeit statt, der Unterricht ist in 4-5 Stunden beendet. Vortrag zu den Rollen einleit. Schlußzeit 2 Mark. Unentgeltlich wird dieser Vortrag erteilt. — Jeder Kursus wird durch einen Vortrag über Bedeutung und Einwirkung der Stenographie eingeleitet werden, wozu jedem der Zutritt frei ist.

Sozialdemokratische Les- und Diskussionsklubs. „Vorwärts“, Abends 8½ Uhr Sitzung im Lokale des Herrn Rahn, Kommandantenstr. 62. Gäste haben Zutritt. Neue Mitglieder werden aufgenommen. — „Internationale“, Abends 8½ Uhr bei Cege, Al. Kurfürststr. 19. Gäste haben Zutritt.

